XXXIX. CAPITEL.

Die Landstrasse Hauptstrasse.

ie Landstrasse Hauptstrasse war seit ältesten Zeiten die »Heeres-« und sogenannte »Landes-Strasse« (*strada communis*), daher auch ihr Name »Landstrasse« (Landstrazz), welche Benennung sich auf den ganzen Bezirk ausdehnte. Dieselbe nahm ihren Weg von der heutigen Stubenthorbrücke in gerader Richtung über St. Niclas an die Anhöhen von St. Marx und von da weiter bis nach Ungarn, dessen Handel sie hauptsächlich vermittelte.[1])

Nach dem ersten Türkenkriege (1529) gewann diese Strasse neues Leben und Zuwachs an Bevölkerung, hauptsächlich durch die Erbauung des Augustiner-Klosters (1636) und nach dem zweiten Türkenkriege durch die Errichtung des neuen Elisabethiner-Nonnenstiftes (1710—1715). Erst unter Maria Theresia und Kaiser Josef II. wurde sie vollständig ausgebaut und mit grösseren und schöneren Häusern versehen. Einige von ihnen haben geschichtliches Interesse und verdienen besonders genannt zu werden, u. zw.:

Das ehemalige Lustgebäude des Prinzen Maximilian von Hannover (jetzt Invalidenhaus) Nr. 1.

Noch bis in das zweite Decennium des vorigen Jahrhunderts waren an der Stelle des heutigen »Invalidenhauses« die Gärten und das Lustschloss des, unter Oesterreichs Fahne dienenden, Prinzen Maximilian von Hannover. Im Jahre 1724 wurde demselben diese Besitzung von Kaiser Carl VI. um 42000 Gulden abgekauft und das Schloss in der Zeit von 1725 bis 1727 zu einem Armen- und Versorgungshause umgewandelt. Welche Motive hier obwalteten, möge durch nachfolgende Erzählung seine Erklärung finden.

Seit dem Türkenkriege (1683) nahm das Armen- und Bettelwesen in Wien erschreckend überhand, so dass die ernstesten Massregeln von Seite der Regierung ergriffen werden mussten, um dem Unwesen zu steuern. Siebentausend Bettler wurden zur Zeit der Türkenbelagerung ausgewiesen, und noch blieben viele zurück; denn nicht blos wahrhaft Dürftige und Hilflose umlagerten die Kirchen, Klosterthüren und die Eingänge der Friedhöfe, sondern auch Arbeitscheue und Vagabunden suchten aus Hang zum Müssiggang die Vortheile des Bettelns zu benützen und das Mitleid der Vorübergehenden zu erlisten! Man sah daher stets eine Schaar von abenteuerlichen Gestalten. Krüppel mit falschen Stelzfüssen, simulirende Sieche und Aussätzige mit künstlichen Blattern und ekelerregenden Geschwüren, Frauenzimmer, die gestohlene Kinder mit sich führten etc. Da wurde ein „Zucht"- oder „Arbeitshaus" für Vagabunden und arbeitsscheue Bettler in der Leopoldstadt errichtet und am 12. September 1718 von Carl VI. eine neue „Bettler-Verordnung" erlassen, die nun für immer dem Unwesen steuern sollte. Fremde wurden in die Heimat abgeschoben, Ein-

[1]) Dass die „Landstrazz" schon zu Anfang des XII. Jahrhunderts existirte und eine Hauptstrasse dieser Vorstadt bildete, geht aus dem Umstande hervor, dass damals schon urkundlich eine eigene Pfarre zu Ehren des heiligen Niclas und im Jahre 1200 auch ein Cistercienser-Frauen-Kloster hier bestanden und beide an der Landstrazz gelegen waren und zu dem Burgfrieden in der Stadt gehörten, wie dies aus der Handveste Herzog Albrechts vom Jahre 1296 zu entnehmen ist: »*infra muros, sive sub urbia civitatis nostrae, quod Purchfriede dicitur*«.

heimische unter Aufsicht gestellt und wahrhaft Dürftige in ausgiebigster Weise unterstützt. Es war eine der wichtigsten Regierungssorgen Carl VI., das Armenwesen auf das Genaueste zu regeln. Cardinal Kollonitz, der rastlose Vater der Dürftigen nahm sich der Sache auf das Wohlwollendste an und kaufte im Jahre 1723 in Gumpendorf das leer gewordene „**Münzwardein-Haus**" (von dem noch heute die Münzwardeingasse ihren Namen hat) und nahm dort über 200 Arme in Schutz und Verpflegung. Da sich aber die Räume zu klein erwiesen, so leitete er persönlich Sammlungen ein, wodurch in kürzester Zeit die erforderliche Summe zusammengebracht war, um mit diesem Gelde das Prinz Hannover'sche Palais sammt Garten anzukaufen und zu einem Versorgungshause einzurichten.[1])

Der 11. März 1727 wird gewiss in der Geschichte des Wiener Armenwesens unvergesslich bleiben; denn an diesem Tage übersiedelte der Bischof von **Veglia Graf von Seitz** in öffentlicher Procession in Begleitung einer Menge von Wohlthätern unter lauten Segenswünschen der Bürger und unter feierlichem Glockengeläute und Jubelrufen des Volkes mit 260 Armen aus dem Münzwardeinhause durch die buntgeschmückte **Laimgrubengasse** (heute Gumpendorferstrasse) über das Glacis in das neue, im grossen Style zu einem Armen- und Versorgungshause eingerichtete Gebäude, welches alsbald auch eine Stiftung für 30 Knaben und 30 Mädchen und eine Capelle erhielt. Diese Capelle wurde zu Ehren des heiligen Johannes von Nepomuk (den die Legende als Fürsprecher der Armen verehrt) errichtet, daher das Versorgungshaus „**Johannes-Spital**" oder auch das „**Johann Nepomuzzeni-Spital**" genannt wurde.[2])

Eine kostbare Ansicht des ehemaligen „**Nepomuk-Spitales**" ist uns erhalten geblieben, die ich hier ***sub Figur 124*** beischliesse.[3])

Die Aufhebung des Johannes-Spitales.

Mit dem Regierungsantritte Josef II erfuhren gar manche Dinge in Wien, mitunter auch altehrwürdige, durch Jahrhunderte geheiligte »Institutionen« eine plötzliche, unerwartete, oft gewaltsame Umwandlung. Diese merkwürdige Erscheinung wurzelte aber tief in der Eigenart des Kaisers in seinem ernsten Streben: Alles zu concentriren, d. h. nach seinem Sinne in ein bestimmtes System zu bringen und bis zur letzten Consequenz

---

[1]) Zur Ehre der Bürgerschaft sei es gesagt, dass während des persönlichen Almosensammelns des Cardinals Kollonitz durch die Wohlthätigkeitsliebe der Wiener Kaufleute und Bürger, namentlich des Kaufmanns **Albrecht von Mannsegg** und durch den Zuschuss Kaiser Carls VI. von 8000 fl. schon in vier Monaten die Summe von 41.150 fl. zusammen gebracht war, welche der Cardinal durch seine eigene Gabe bis zur Summe von 42.000 fl. ergänzte.

[2]) Der Nepomukspitalfond war durch seine milden Gaben auch dann, als das Spital längst wieder aufgehoben war und den Armen die Beiträge auf die Hand ausgezahlt wurden, weit und breit bekannt. Fast keine Familie des hohen Adels von Oesterreich-Ungarn und Böhmen schloss sich aus dem Kreise der Wohlthäter aus und noch heute prangen in den alten Verzeichnissen über die milden Beiträge die glänzendsten Frauennamen der hohen Adelsgeschlechter; vor Allen die mit ihrem Vater, dem Fürsten Hans Adam, in den Jahrbüchern Wien's unsterbliche Fürstin Therese von Liechtenstein (vermälte Herzogin von Savoyen); ebenso auch Fürstin Auersperg, Esterhazy, Lamberg, Lobkowitz, Schwarzenberg, Gräfin Martinitz, Kohary, Aspermont, Dietrichstein, Rosenberg, Paar, Kuefstein, Freiin Bartenstein, Buol, Dobbelhoff, Frauen von Aichen, Menshengen, Engelshofen, Linden etc.

[3]) Das Bild, von Kleiner um 1730 gezeichnet und von C. Remshart in Kupfer gestochen, 33 cm. breit und 21 cm. hoch, zeigt uns das Spital noch in seiner alten Gestalt. Zu beiden Seiten des Thoreinganges prangen am obersten Vorsprunge der Porticus-Säulen Steingruppen (die Genien der Wohlthätigkeit) und im Frontispice das Wappen Carl VI. mit einem einfachen C und der Fürstenkrone; das Haus ist einstöckig und mit einem altartigen Doppeldache versehen. Rückwärts ragt der noch heute bestehende Capellenthurm empor. Rechts im Bilde zeigen sich Kirche und Kloster der Elisabethinerinnen, von denen zunächst die Rede sein wird. Sehr interessant ist die Staffage, dessen Costüme dem dritten Decennium des vorigen Jahrhunderts entspricht.

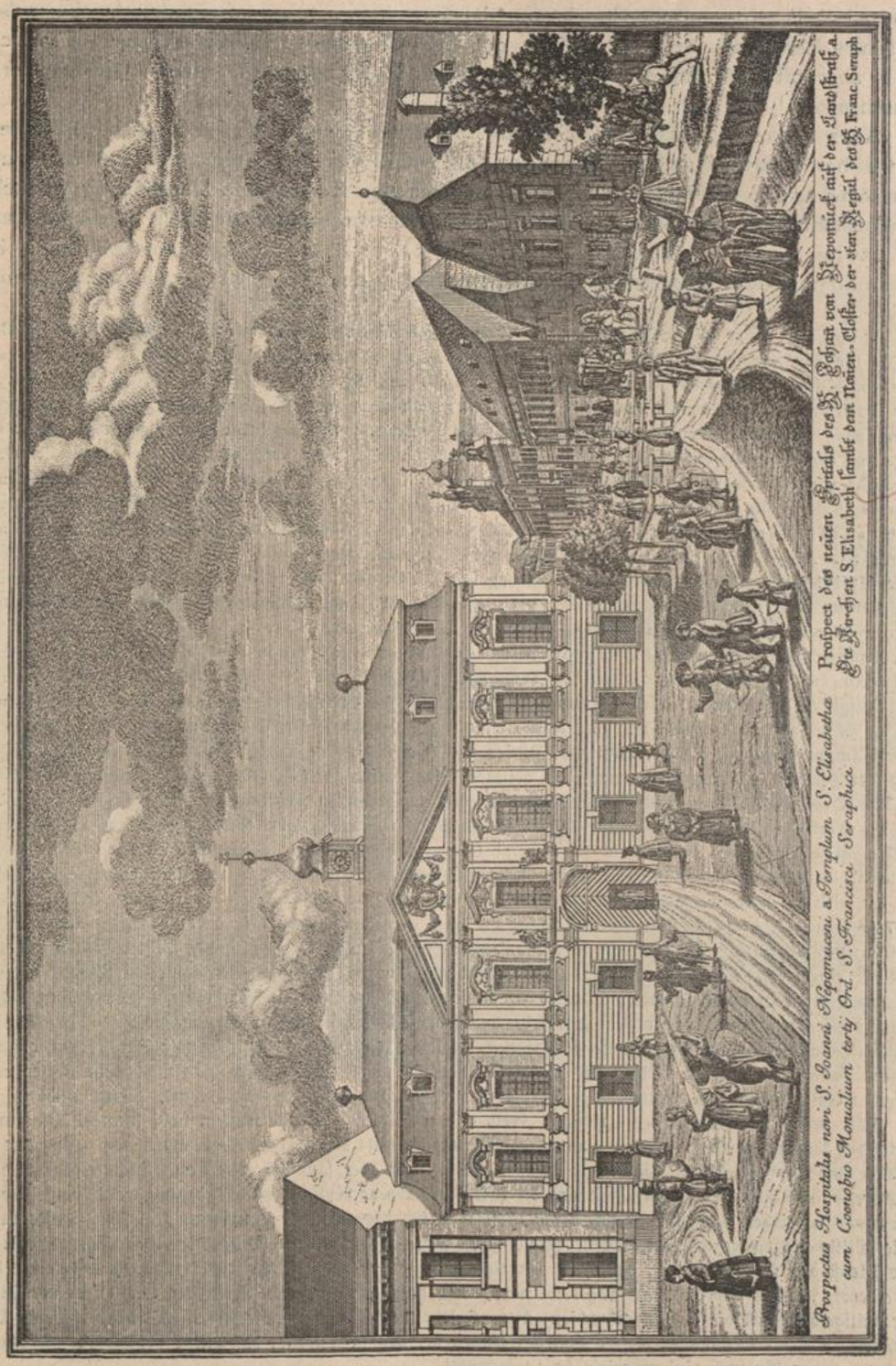

Fig. 124. Das alte Nepomukspital aus dem Jahre 1730 (heute Invalidenhaus).

zu verfolgen! Die Josefinische Epoche war daher reich an solchen umgestaltenden Bestrebungen und wir sehen den Kaiser nicht selten mit der hingebendsten Liebe eines Menschenfreundes, aber oft auch mit der vollsten Härte eines Tyrannen seinen unerschütterlichen Willen durchsetzen.[1])

Aber derselbe Geist der Gleichheit und Concentrirung beherrschte den Kaiser auch bei Beurtheilung der Armenfrage und bei Errichtung der Versorgungs- und Armenhäuser. Im Jahre 1783 erliess nämlich der Kaiser eine Verordnung wonach, zur besseren Aufsicht und Controle, alle bisherigen Armenanstalten und alle vom Cardinal Kollonitz ins Leben gerufenen Wohlthätigkeits-Stifte für immerwährende Zeiten aufgehoben und mit dem **Allgemeinen Versorgungshause** in der Alserstrasse (jetzt Allgemeines

---

[1]) Um nur einige dieser Massregeln anzuführen, seien folgende interessante und zugleich lehrreiche Beispiele erzählt. — Der Kaiser war unter anderem auch eifrigst bestrebt, »deutschen Geist« in alle seine Länder zu pflanzen. Aber diese Germanisirung beschränkte er nicht blos auf Schule und Sprache, sondern auch auf das Leben und die ganze Politik des Landes. Demselben Concentrirungs-Eifer unterlagen auch die **„Einhundert und Elf Bruderschaften"** Wiens, die der Kaiser mit einem Federstriche hinwegfegte und dafür die Bruderchaft der **„Nächstenliebe"** gründete. Diesen Gewaltstreich konnte ihm der conservativere Theil der Wiener Bürgerschaft nie recht mehr verzeihen, was auch begreiflich erscheint, wenn man bedenkt, wie tief diese Verbrüderungen damals in das sociale, bürgerliche und religiöse Leben eingriffen. Auch das Bestreben des Kaisers, die Kirche von allen Privilegien und Sonderrechten für immer zu reinigen, hatte eine Menge »Verbote« und »Aufhebungs-Verordnungen« zur Folge, so z. B **die Aufhebung der Klosterkerker**, noch von seiner Mutter unterm 31. August 1771 in Anregung gebracht (vid. Kropazeks jurid. polit. Gesetzsammlung Band VI, Seite 374 bis 376); **die Aufhebung der Beichtkreutzer** mit Verordnung vom 16. October 1782, (Kropazek, V, Seite 223); **die Aufhebung der Privat-Capellen**, vom 12. Mai 1782 (Kropazek, VII, Seite 325—330); **die Aufhebung der beschaulichen Männer- und Frauenkloster**, wodurch mit Verordnung vom Jahre 1782 die Carmeliter, Benedictiner, die Klosterbruderschaft von St. Dorothea, dann jene der Philipp Neri, Hieronymitaner, Theotiner, Trinitarier, die Canonisser zur Himmelpforte, St. Jacob und St. Laurenz zu bestehen aufhörten. (Vid. Kropazek, II. Band, Seite 130). Das Verbot des **übermäßigen Aufputzes und Prunkes**, sowie **übermäßiger Beleuchtung bei Heiligen in der Kirche.** Die Verordnung vom 10. April 1782 wurde mit der interessanten vom Kaiser eigenhändig geschriebenen Bemerkung motivirt: **„Wegen Feuergefahr, da der Aufputz meist mit Latten, Brettern, Papier und Stoffen geschehe und die Kirche allsdann mehr aus Unterhaltung und Zerstreuung, als aus Verehrung der Heiligen besucht werde."** (Vid. Kropazek, I. Band, Seite 255.) Das Verbot: **„Daß Excommunicationen nicht ohne Beiziehung der Kreisbeamten vorzunehmen seien."** (Kropazek, V. Band, Seite 376.) Das Verbot: **„Daß Geistliche kein Testament als Zeugen unterfertigen und nie Geld außer Land versenden dürfen."** Eine weise Verfügung, die auch in die moderne Gesetzgebung überging. (Kropazek, VI. Band, Seite 377—381). Dieselben Gleichheitsideen, die den Kaiser bei seinen übrigen Reformarbeiten beseelten, leiteten ihn auch bei seinem **Toleranzpatent** und hat sich ein höchstinteressanter in vielen Stücken merkwürdiger Originalbrief Josefs vorgefunden, den er am 17. Juni 1777 an seine Mutter auf der Reise aus der Schweiz schrieb, der uns manchen Aufschluss gibt über seine »Freiheitsideen« in Glaubenssachen. Die betreffende Stelle lautet: **„Politisch gesprochen ist der „Unterschied der Religionsbekenntnisse" in einem Staate nur dann ein „Uebel", wenn Fanatismus, Zwiespalt und Parteigeist daraus hervorgeht; er fällt aber von selbst hinweg, wenn man die Anhänger der einen wie der anderen Confession vollständig gleich behandelt, und wenn man demjenigen, der allein die Herzen regiert, das Uebrige anheimstellt."** An einer andern Stelle heisst es wörtlich: **„Es wird allsdann nur mehr eine einzige Religion geben, welche darin besteht, die gesammte Bevölkerung gleichmäßig anzuleiten zum Besten des Staates. Ohne sich zu dieser Methode zu bequemen wird man nicht mehr Seelen erretten, hingegen weit mehr nützliche und nothwendige Körper verlieren. Die Dinge nur halb thun, stimmt nicht zu meinen Prinzipien. Man bedarf entweder einer „völligen Freiheit des Cultus" oder Sie müssen, liebe Mutter, Alle aus ihren Ländern vertreiben können, die nicht dasselbe glauben wie Sie und die nicht die gleiche Form annehmen, um den gleichen Gott anzubeten und dem gleichen Nächsten zu dienen. Wenn man aber (auf daß ihre Seelen nicht verdammt werden) vortreffliche Arbeiter und gute Unterthanen während der Zeit ihres Lebens vertreibt und sich dadurch aller Vortheile beraubt, die man von ihnen zu ziehen vermöchte, welche Macht maßt man sich dadurch an! Kann man sie so weit ausdehnen, daß man über die göttliche Barmherzigkeit urtheilen, die Menschen gegen ihren Willen erretten, ihrem Gewissen befehlen will! So lange der Dienst des Staates besorgt, das Gesetz der Natur und der Gesellschaft beobachtet wird, so lange Euer höchstes Wesen nicht entehrt, sondern respectirt und angebetet wird, was habt Ihr zeitlichen Verwalter Euch in andere Dinge zu mischen! Der heilige Geist soll die Herzen erleuchten; Euere Gesetze werden nie etwas anderes erreichen, als seine Wirkung zu schwächen, das ist meine Gesinnung; Euere Majestät kennen sie, und ich besorge, daß meine vollständige Ueberzeugung mich mein ganzes Leben hindurch hindern wird, sie zu ändern".**

Krankenhaus) vereinigt werden mussten. Auch das **Johannesspital** traf diese harte Massregel und mit Ende September mussten sämmtliche Armen in ihren neuen Aufenthaltsort übersiedeln.

Somit blieben die Räume des Johannes-Spitales leer und unbenützt und die Wiener waren neugierig, zu wissen, welchen Zwecken nun weitershin dieses Gebäude dienen sollte. Da erinnerte sich plötzlich Josef II. einer anderen Art von Armen, die verdienstvoller waren als die gewöhnlichen »Hausarmen«, denen der Staat sogar noch Dankbarkeit zu zollen und eine alte, längst fällige Schuld abzutragen verpflichtet war. Diese Armen, die Josef meinte, waren keine anderen als die Invaliden, jene altersschwachen, krüppelhaften Soldaten, denen Niemand etwas

Fig. 125. Das Invalidenhaus um das Jahr 1800.

zu Liebe that, denen Niemand bisher ein Versorgungshaus zu bauen gedachte, die längst schon vergessen schienen, obgleich sie erst kürzlich auf den Schlachtfeldern des Successions- und Erbfolge krieges geblutet, verwundet, verstümmelt, ein elendes, kummervolles Leben fristeten! Voll freudiger Erregung erfasste Josef diesen schönen menschenfreundlichen Gedanken und liess auf die Idee auch sogleich die That folgen, indem er die passende Gelegenheit benützte, das leerstehende Johannes-Spital für eine Invaliden-Versorgung im grossen Style herzurichten.

Wie freute sich Josef in dem Bewusstsein, den armen Invaliden doch endlich einmal Genüge gethan, wenigstens die letzten Tage ihres Lebens mit der Sonne des Wohl-

wollens vergoldet zu haben, damit dieselbe Sonne, die ihnen oft auf dem Schlachtfelde zu heiss in die Stirne brannte, jetzt wenigstens das frostige Alter in behaglicher Ruhe erwärmen helfe!

In die Zeit vom Jahre 1783 bis 1786 fällt also der Umbau des Hauses, wie er sich noch heute unserem Auge darstellt. Ein zweites Stockwerk wurde aufgesetzt, die Façade einfach, aber würdig ausgeschmückt und im Mitteltracte am Frontispice prangten wie noch heute die einfachen, aber rührenden Worte: »*Patria-laeso-militi*«. Mit December 1786 war der Umbau beendet und schon mit 1. Februar 1787 erfolgte die Uebersiedelung der Invaliden (die früher im alten Versorgungshause in der Alserstrasse untergebracht waren) in ihre neue Behausung.

Ein Bild ***sub Figur 125*** zeigt uns die gegen die Stadt gekehrte Hauptfront des Invalidenhauses.[1])

Das Invalidenhaus.

Mit der Errichtung des »Invalidenhauses« war somit eine alte moralische Schuld an allen jenen verdienstvollen altersschwachen Kriegern, die ihre Gesundheit und Kraft dem Staate geweiht hatten, getilgt. Es war dies nicht blos ein Act der Humanität, sondern auch ein Zeichen militärischer Ehre, ein Ansporn und eine Aneiferung für den Nachwuchs des Heeres. Ueber 800 Invaliden wurden hier aufgenommen, erhielten Verpflegung, Wartung, eine Uniform und Kappe von hechtgrauem Tuche mit rothen Aufschlägen und den Säbel mit Umschwung-Riemen von schwarzem Leder, in Parade aber den auf einer Seite aufgestülpten, altfranzösischen Corsetthut. In der Zeit von 1801—1809, als Erzherzog Carl der obersten Leitung des Heeres wieder vorstand, geschah sehr viel für das Invalidenhaus. Die Hausordnung und die Löhnungen wurden regulirt und die Invaliden nach der neuen Dienstordnung nun dazu gebraucht, um in der Stadt einige kleine Posten zu besetzen und in öffentlichen Anstalten, z. B. im Augarten, Belvedere, Wasserglacis, Volksgarten und Paradiesgärtchen Ruhe, Ordnung und Anstand zu erhalten, wofür sie nebst ihrer Löhnung noch eine Zulage erhielten. Mit der Einführung einer stabilen Invaliden-Versorgungsanstalt wurde auch ein eigener »Invalidenfond« zur Bestreitung der systemmässigen Gebühren der Invaliden gegründet und später, in den Jahren 1812, 1814 und 1815 auch mehrere neue Vereinsfonde ins Leben gerufen.[2])

Im Jahre 1848 verloren die Invaliden die Corsett-Hüte und den Frack, erhielten aber für letzteren den in der ganzen Armee üblichen Waffenrock, auch wurden sie von allen bisherigen Posten mit Ausnahme des Augartens u. Belvederes eingezogen. Alljährlich fand am 18. October zum Gedächtniss an die Schlacht von Leipzig im Invalidenhause eine grosse militärische Feierlichkeit statt, wobei die ganze Garnison in Gegenwart des Kaisers, des Hofes und der ganzen Generalität *en parade* am Glacis einem feierlichen Gottesdienste beiwohnte und von den Basteien Kanonenschüsse und Gewehrsalven abgefeuert wurden. Gegenwärtig wird nur noch ein Gottesdienst im Innern des Hauses *en famille* abgehalten.

---

[1]) Das Bild ist nach der Natur aufgenommen und bemerkbar macht sich hier vor der Front des Hauses besonders die Rampe des Hafens jenes Schifffahrts-Canales, welcher bereits im Jahre 1797 zu bauen begonnen wurde. Mit der Auflassung dieses Canales wurde aber der Hafen einer anderen Bestimmung zugeführt und die Rampe abgebrochen.

[2]) So z. B. wurde im Jahre 1812 aus milden Beiträgen und Stiftungen eine sogenannte „**Privat-Aushilfscassa**" gebildet, aus welcher einzelne sehr gebrechliche durch Kinder oder sonstige Verhältnisse rücksichtswürdige Invaliden betheiligt wurden. Im Jahre 1814 entstand durch die Vereinigung mehrerer edler Patrioten, an deren Spitze sich Fürst Josef Schwarzenberg befand, ein „**Vereinsfond**", wovon die Interessen und Beiträge von 25, 50 und 100 fl. jährlich am 16. Juni ausschliesslich an Invaliden der letzten drei französischen Feldzüge vertheilt wurden; erst nach ihrem Absterben durfte die Betheiligung auf jene von anderen Feldzügen übergehen. Endlich besteht auch noch seit 1815 eine „**Provincial-Invaliden-Versorgungs-Anstalt**" in Folge eines Aufrufes an alle Klöster, Stifte, Gemeinden und Corporationen nach dem letzten französischen Feldzuge, wodurch eine bessere Subsistenz und kräftigerer Unterstützung der Invaliden bezweckt wurde.

Von jenen bedeutenden Festlichkeiten, welche im Invalidenhause bisher stattfanden, nehmen besonders zwei die volle Aufmerksamkeit des Stadtchronisten in Anspruch, und zwar das Fest am 15. Februar 1808 und das vom 18. October 1817.

Es war das Vorbereitungs- und Rüstungsjahr zum Kampfe gegen Frankreich (1809). Die Kaiserin beschloss, das Geburtsfest ihres Gemahls auf würdige Weise zu feiern, und gab im Invalidenhause ein militärisches Fest im Kreise würdiger Militär-Veteranen, wobei alle Erzherzoge und die Generalität anwesend waren.[1])

Das zweite ebenfalls grossartige Fest fand am 18. October 1817 aus Anlass der Aufstellung der beiden colossalen Schlachtenbilder von Peter Krafft statt. Das eine versinnlicht uns die dem Herzen des Volkes und des Heeres ewig theuere Rettungsschlacht von Aspern, die dem Nebelbilde der Unüberwindlichkeit Napeoleon's den ersten vernichtenden Schlag versetzte; das andere aber jenen welthistorischen Sieg bei Leipzig, womit vollends die Europa umklammernde Macht Napoleon's für immer erdrückt und zu Boden getreten wurde. Das erste Bild wurde von den Bürgern Wien's, das zweite von den niederösterreichischen Landständen dem Invalidenhause zum Geschenke gemacht, und beide im sogenannten »Ehrensaale« aufgestellt, wo dieselben noch heute die beiden grossen Seitenwände vollständig bedecken. Die vielen sprechendähnlichen Portraitfiguren, welche auf den Bildern vorkommen, geben denselben einen bleibenden hochgeschichtlichen Werth.

Ich glaube meinen Lesern willkommen zu sein, wenn ich diese beiden in Rede stehenden Bilder hier in genauer Copie folgen lasse und ihnen eine Erklärung beigebe, wobei jede einzelne am Bilde befindliche Person dem Namen nach aufgeführt wird. Ich beginne, ***sub Figur 126,*** mit jenem von Aspern, an dem Peter Krafft bekanntlich drei Jahre ununterbrochen arbeitete und lasse ***sub Figur 127*** das Leipzigerschlachtenbild folgen.[2])

---

[1]) Die Majestäten waren für 11 Uhr Vormittags angesagt. Die äussere Façade, sowie die Treppen und Gänge des Hauses waren mit geschmackvoll gruppirten Armaturstücken, Fahnen und anderen Trophäen reich geziert, der Hauptsaal mit grünem Tuche belegt und mit Büsten und Rüstungen berühmter Kriegsfürsten aus Oesterreichs Kaiserhause geschmückt. Ueber dem Thoreingange prangte das Bildniss des **Freiherrn von Thavonnat**, des verdienstvollen Gründers der Invaliden-Versorgung, und der älteste Invalide **Ignaz Bachmann**, 104 Jahre alt, der 70 Dienstjahre zählte, empfing die beiden Majestäten und sprach im Namen seiner Kameraden den Dank für den Besuch in rührenden Worten aus. Kaiser Franz I. erwiderte diese Ansprache mit wenigen, aber ausdrucksvollen Worten, indem er über die Würde des Wehrstandes sprach. Allgemeiner Jubel übertönte die Musikchöre und den Geschützdonner. Nach abgehaltenem Gottesdienste fand ein fröhliches Mahl statt und Abends eine prachtvolle Beleuchtung mit 13.000 Lampen, 140 Fackeln und 80 Vasen mit brennendem Weingeist. Drei Tage hindurch war das Invalidenhaus dem Publicum zur Besichtigung geöffnet. Reiche Geschenke flossen dem Invalidenhause von allen Seiten zu. Die Bürgerschaft, die Bürgermiliz und die Direction der Hofbühne gingen mit rühmlichem Beispiele voran. Die Geschenke überstiegen in wenigen Tagen den Betrag von 30.000 fl. und noch wochenlang bildete dieses Fest das Tagesgespräch der schaulustigen Wiener.

[2]) Zum Aspernbilde: Die Hauptperson im Bilde ist Erzherzog Carl zu Pferde, ihm zur Rechten, ebenfalls reitend, Johann Fürst Liechtenstein, General der Cavallerie und Commandant des Cavallerie-Reservecorps, diesem zunächst reiht sich der damalige Chef des Quartiermeisteramtes Maximilian Freiherr von Wimpffen an, von dem jedoch nur der Kopf aus der Menge hervortritt. Neben diesem sehen wir den Corpscommandanten Baron Hiller. Deutlich sichtbar ist Heinrich Graf Bellegarde (General der Cavallerie und Commandant des ersten Armeecorps), Pferd und Reiter treten in ganzer Gestalt, wiewohl nur nach der Seite bemerkbar, dennoch kräftig hervor. Ihm zunächst, u. zw. mehr rechts im Bilde, Franz Fürst Rosenberg-Orsini, Commandant des 4. Armeecorps. Der Kopf seines Pferdes, ist durch das vorstehende Pferd Bellegardes verdeckt. Unmittelbar neben diesem gewahren wir den Prinzen Heinrich Hohenzollern-Hechingen, Commandanten des 3. Armeecorps; hinter diesem der Generalmajor Graf Wartensleben, er ist an seiner Huszaren-Uniform zu erkennen; endlich der Fürst Ferdinand Kinsky, damals Major in der Legion des Erherzogs Carl; an seinem Dreispitz und seiner dunkeln Uniform erkennbar; die ziemlich schlanke Gestalt tritt nur bis zur Schulter im Bilde hervor. Jene Gruppe der fünf Stabsofficiere am äussersten Rande des Bildes rechts enthält folgende Porträts, u. zw.: Feldmarschall-Lieutenant Josef Freiherr von Stipsitz, er ist an seiner Huszaren-Uniform und seinem reichverschnürten Dollman zu erkennen; diesem zunächst der Feldmarschall-Lieutenant

Fig. 126. Der Sieg des Erzherzogs Carl über Napoleon am Schlachtfelde zu Aspern (22. Mai 1809).

Fig. 127. Der Sieg der drei Alliirten über Napoleon zu Leipzig am 18. October 1813.

Aber diese beiden Gemälde sind nicht die einzigen Kunstschätze, welche dieses Haus birgt, auch Werke der plastischen Kunst sind hier vorhanden, welche dem österreichischen Heldenruhme wie auch der vaterländischen Kunst zur grossen Zierde gereichen; ich meine jenen Cyclus von lebensgrossen Porträt-Büsten von Klieber (damaligem Director der k. k. Graveur-Akademie), welche die hervorragendsten Siegeshelden Oesterreichs darstellen und die im Ehrensaale auf Postamenten aufgestellt sind, und zwar: **Fürst Montecuccoli**, der grosse Sieger bei St. Gotthard am 1. August 1664; **Ludwig Wilhelm Markgraf von Baden**, der Sieger bei Salankemen am 19. August 1691; **Guido Graf von Starhemberg**, Sieger bei Saragossa am 20. August 1710; **Eugen Herzog von Savoyen**, der berühmte Sieger über die Osmanen, und König Ludwig XIV.; **Andreas Graf Khevenhüller**, der Wiedereroberer Oesterreichs 1742; **Leopold Graf Daun**, Sieger bei Kolin am 13. Juni 1757; **Gideon Freiherr von Loudon**, Sieger in Schlesien und über die Osmanen; endlich **Moritz Graf Lacy**, der wissenschaftliche Begründer der Kriegsmacht Oesterreichs. Schliesslich sei noch eines kostbaren Basreliefs von Georg Raphael Donner am Tabernakel der Hauscapelle erwähnt, welches die Abnahme Christi vom Kreuze darstellt.

Philipp Graf Grünne, in Uhlanen-Uniform mit Uhlanen-Czako, bis zur Schulter von seiner Umgebung gedeckt, so dass nur noch seine beiden Epaulette sichtbar sind. Zwischen diesen beiden, an den Kopf des Freiherrn von Stipsitz fast angelehnt, ist der Kopf des Grafen Coloredo, Generaladjutant des Erzherzogs, sichtbar; hinter diesem sehen wir den Oberst Carl von Steininger, damals dem Erzherzog Carl als Generaladjutant zugetheilt; jener mit dem seitwärts geneigten Kopfe ist Josef von Stutterheim, Oberst des General-Quartiermeisteramtes. Im Vordergrunde sehen wir rechts die beiden gefangenen französischen Generale Fouler und Durosnel und links den sterbenden heldenmüthigen Artillerie-Lieutenant Sadraczil. Eine Mittelgruppe von Verwundeten stellt die Verbindung her. Im Hintergrunde sehen wir den brennenden Thurm der Kirche zu Aspern und seitwärts rechts den Stefansthurm emporragen. Wiewohl der Meister hier mit conventionellen und räumlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, so ist dennoch damit ein Meisterwerk geschaffen, und kann sein Verdienst rücksichtlich Composition und geschichtlicher Wahrheit nicht hoch genug angeschlagen werden. Von diesem Bilde existirt ein trefflicher Kupferstich, von Carl Rahl in Wien, gestochen.

Zum Leipziger Schlachtengemälde. Die Hauptfigur ist Kaiser Franz I., im weissen Waffenrocke. Er ist in der Mitte des Bildes von den beiden Monarchen von Russland und Preussen umgeben; man gewahrt an dem Kaiser eine erwartende Haltung, mit der er die Relationen des, von der anderen Seite heransprengenden Fürsten Schwarzenberg entgegennimmt. Dem Kaiser zur Rechten steht Kaiser Alexander I. von Russland und zur Linken König Friedrich Wilhelm III. von Preussen. Die zweite Hauptperson im Bilde ist Fürst Carl von Schwarzenberg; er sprengt auf einem Schimmel herbei, mit dem Degen salutirend und den glänzenden Sieg über Napoleon meldend. Eine freudig erregte Bewegung macht sich in der Gruppe der Generäle bemerkbar. Unmittelbar ihm zur Linken gewahren wir den Uhlanen-Rittmeister Carl Grafen Clam-Martinitz, an seiner Uhlanka erkennbar; hinter dem Fürsten Schwarzenberg, Feldmarschalllieutenant Josef Radetzky, den Dreispitz querüber dem Kopfe, doch nur bis zur Brust sichtbar; mehr rückwärts, zwischen dem Kopfe Schwarzenbergs und Radetzky's, ragt der Kopf des Oberstlieutenants Grafen Johann Paar hervor, hinter diesem Oberstlieutenant Paul Wernhard durch seinen Dreispitz und seinen etwas nach der Seite geneigten Kopf bemerkbar; diesem zur Rechten folgt der Uhlanen-Rittmeister Carl Freiherr von Scharfenstein-Pfeil; der nächste mehr hervortretend, ebenfalls Uhlanen-Rittmeister Carl Graf von Schullenburg, als schöner Mann in Wien bekannt, mit Glücksgütern reich gesegnet, unter andern auch der Besitzer des Schullenburg'schen Hauses am Graben zunächst dem Paternostergassel; er war ein Liebling der Damen; noch deutlicher hervortretend ist der scharfgeschnittene Kopf des Generalmajor Werner von Trapp; diesem folgt mehr im Hintergrunde Carl Freiherr von Langenau, an seiner weissen Uniform bemerkbar; der letzte Kopf links (am äussersten Rande des Bildes) ist Sir Robert Wila, kön. grossbritannischer Generallieutenant; sein Nachbar hinter ihm Wenzel Fürst zu Liechtenstein. Jene Suite, welche die drei Monarchen begleitet und auf der rechten Seite des Bildes postirt ist, besteht aus folgenden Personen: Carl William Stavart, grossbritannischer Generallieutenant, er ragt über die Anderen durch seinen hohen Kalpak mit weissem Reiherbusche hervor; ihm zunächst Freiherr von Hacke, preussischer Major, ein quer aufgesetzter Dreispitz mit weissen buschigen Federn lässt ihn erkennen; und endlich Peter Freiherr von Duka, Feldzeugmeister, mit seinem pelzverbrämten Attila, am äussersten Rande des Bildes rechts. Auch von diesem Bilde existirt ein trefflicher Kupferstich, von Scott in London gestochen.

Kirche und Kloster der Elisabethinerinnen Nr. 356—358 (neu 2 und 4).

Das Kloster der Elisabethinerinnen hat seinen Namen von dem Orden **der heiligen Elisabeth**, welcher erst im Jahre 1690 durch die Gräfin Leslie (eine geborene Fürstin von Liechtenstein) nach Graz berufen und im Jahre 1709 von dort nach Wien gebracht wurde.[1])

Eine besondere Wohlthäterin dieses Klosters war die Fürstin **Montecuccoli**, welche den **Bartolott'schen** Garten auf der Landstrasse ankaufte, auf dessen Grund im Jahre 1710 Kirche, Kloster und Spital erbaute und im Jahre 1715 vollendete. Da aber damals das Bedürfniss einer Heil- und Pflege-Anstalt für Kranke weiblichen Geschlechtes dringend gefühlt wurde, so begannen die Nonnen unter der Leitung ihrer Oberin Maria Josepha Ruppe schon am 25. April 1710 (während des Baues) den Krankendienst. Im Spital wurde eine Apotheke errichtet und durch Kaiserin Eleonore (Witwe Leopold I.) eine Stiftung (ursprünglich zwar nur für zwanzig Krankenbetten) gemacht. Da aber dem Kloster durch zahlreiche Geschenke des Hauses Liechtenstein, der Fürstin Montecuccoli und auch mehrerer anderer hochadeliger Wohlthäterinnen reichliche Unterstützungen zuflossen, so wurde die Zahl der Betten bald auf 50 und die Anzahl der Nonnen (zur Wartung der Kranken) auf 45 erhöht und von den Stiftsgeldern das **Dotti'sche Haus** Nr. 358 (neu 2) angekauft.

Fig. 128. Kirche und Kloster der Elisabethinerinnen.

Hier liess Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1741 ein Gebäude für kranke, weibliche Hofleute errichten, welchem Beispiele auch andere Familien folgten und mehrere Stiftplätze für ihre Angehörigen und Dienstleute gründeten. Dieses Haus wurde im Jahre 1798 in seine heutige Gestalt neu umgebaut und die Zinsen dem Spitale zugewendet. Noch heute besteht dieser Grund unter dem Namen „**Zinshaus der Elisabethinerinnen**" und ist noch immer demselben wohlthätigen Zwecke zugewendet. Das Haus führte früher die Conscriptions-Nummer 317, später Nr. 358 (neu 2).

Dieselbe Sorgfalt wurde auch dem Kirchen- und Klosterbaue zugewendet und, nachdem die Kaiserin Eleonore die Bewilligung zu deren Errichtung vom Papste erhielt, wurde der Bau in Angriff genommen und vollendet. Das Kloster ist licht und geräumig und jedes

[1]) Der **Nonnenorden der heil. Elisabeth** gehört einem der ältesten weiblichen Orden an; denn er wurde bereits um die Mitte des XIII. Jahrhunderts gestiftet und stammt aus Düren im Jülischen. Die erste Stifterin war die heilige **Elisabeth**, Tochter König **Andreas** II. von Ungarn, welcher im Jahre 1232 die goldene Bulle erliess. — Elisabeth war in ihrer zartesten Jugend dem **Landgrafen Ludwig von Hessen und Thüringen** angetraut, wurde frühzeitig Witwe und widmete sich seitdem nur den Werken der Barmherzigkeit. Sie war eine grosse Wohlthäterin der Armen und Dürftigen und eine Trösterin aller Unglücklichen. Sie war auch die erste, welche die „**Fußwaschung**" der Armen als ein feierliches Fest bei Hofe einführte, eine Ceremonie, welche noch heute an allen christlichen Höfen am Gründonnerstag in der Charwoche abgehalten wird. Seit dem Jahre 1690 fasste dieser Orden durch Gräfin Leslie in Oesterreich und seit 1709 auch in Wien festen Fuss und machte sich auch hier durch seine edle Aufgabe, armen kranken Frauenspersonen Pflege, ärztliche Behandlung und eine besondere Sorgfalt angedeihen zu lassen, unentbehrlich. Die Kranken wurden unentgeltlich, u. zw. anfänglich nur solche aufgenommen, deren Krankheitsverlauf voraussichtlich ein kurzer war; später erstreckte sich die Aufnahme auch auf ernstere Krankheitsfälle. Die Nonnen wurden in zwei Classen eingetheilt, in solche, welche die Medicamente bereiteten und solche, welche dieselben den Kranken verabreichten.

Zimmer der Nonnen gleich gross. Die Kirche zeichnet sich durch ihre schöne Façade und durch ihren hohen, gewölbten Bau vortheilhaft aus. Im Jahre 1734 wurde die Kirche erhöht und im Jahre 1748 mit einem neuen Kirchenthurme geziert, der noch heute besteht. Das Hochaltarbild ist von Zimbal gemalt und stellt die heilige Elisabeth dar; die Seitenaltäre sind Werke von Georg Schmidt (Kremser Schmidt genannt), Rubens, Strudel und van Schuppen. Auch befindet sich an der rechten Seite der Kirche ein merkwürdiger Grabstein. Er ist dem Andenken der ersten Oberin Maria Ruppe gewidmet, welche im Jahre 1736 im 77. Lebensjahre starb, nachdem sie drei andere Klöster gegründet. Die erste tägliche Messe dieser Kirche wurde durch die Gräfin Montecuccoli gestiftet und dem Kirchenfonde auch sonst noch ansehnliche Beiträge durch sie und andere Wohlthäter gespendet.[1])

Ein Bild ***sub Figur 128*** zeigt uns die Hauptfront der Kirche und des Klosters der Elisabethinerinnen.[2])

Das Haus „Zum schwarzen Bock" Nr. 348 (neu 10).

Dieses alterthümliche Haus ist eines der ältesten Einkehrwirthshäuser der Landstrasse, welches in seiner primitiven Bauart schon zu Kaiser Josephs Zeiten bestand. Die schmalen Stiegen und Fenster, der hohe, mit Schindeln gedeckte Dachstuhl, die gewölbten ebenerdigen Wohnräume deuten zweifellos auf die alte Bauart des vorigen Jahrhunderts. Es erhielt schon zu Maria Theresia's Zeiten, als die Bockgasse neu eröffnet wurde, sein Wirthshausschild „Zum schwarzen Bock" von dem Namen dieser Gasse. Hier feierten übermüthige Studenten und Handwerksburschen ihre Orgien und die Rumorknechte hatten bei lustigen Gelagen manchen blutigen Streit zu schlichten, daher das Gasthaus einige Zeit lang, arg verschrieen, von den soliden Bürgern dieser Gegend gemieden wurde. Zu Anfang dieses Jahrhunderts kam Magdalena Buchmüller und später Johann Knapp an die Gewähr, die als Eigenthümer dieses Gasthofes einen solideren Ton hineinbrachten. Gegenwärtig ist Mathias Nowy der Eigenthümer. Das Haus besteht noch als Gasthof und trägt noch immer sein altes Schild.

Der Sünnhof Nr. 339 (neu 28)

hat seinen Namen von den Erbauern dieses Hauses Carl und Rudolf Sünn. Das Haus wurde durch Zubauten immer mehr erweitert, zu Anfang der Zwanzigerjahre ein Durchgang in die

---

[1]) So z. B. stiftete Kaiserin Eleonore ein Capital von 20.000 fl., Hans Liechtenstein einen Beitrag von 6.000 fl., Erzherzogin Magdalena gab kostbare Kirchenparamente, Fürstin Montecuccoli einen Betrag von 10.000 fl. Als im Jahre 1743 durch den Austritt des Wienflusses eine verheerende Ueberschwemmung war, das Wasser in die ebenerdigen Zimmer, Vorrathskammern und Gewölbe eindrang und die Fundamente zu unterwaschen drohte, liess Maria Theresia die hartbeschädigten Gebäude aus ihrem Privatsäckel neu herstellen; auch bei einem gleichen Unfalle im Jahre 1758 wurden die Reparaturen vorzüglich durch Beiträge der Pilgram'schen und Natorp'schen Familien bestritten.

[2]) Das Bild ist den Randvignetten des Carl Graf Vasquez'schen Situationsplanes entnommen und datirt aus dem Jahre 1828, also aus einer Zeit, wo der neue Thurm bereits errichtet und Kloster und Kirche neu umgebaut waren. Links sehen wir die Kirche mit dem Haupteingange und dem neuen, im Jesuiten-Style erbauten Kirchenthurme mit seinem achtkantigen Kupferhelm. Das mittlere Gebäude (Nr. 356 und 357, neu 4) ist das Kloster, dessen hohe Gitterfenster die strenge Clausur dieses Klosters andeuten. Das letzte Gebäude rechts, Nummer 353 (neu 2, identisch mit Invalidenstrasse Nr. 3), ist das Zinshaus der Elisabethinerinnen. Der kleinere Thurm links im Bilde findet sich schon auf älteren Ansichten vor. Im rückwärtigen Theile der Kirche befindet sich ein ansehnliches Gruftgewölbe und hinter dem Spitale zwei geräumige Gärten, wovon der eine den Reconvalescenten und der andere den Nonnen gewidmet ist. Im letzteren befindet sich eine Statue des heiligen Nepomuk, welche desshalb merkwürdig ist, weil sie bei Gelegenheit der Ueberschwemmung von den Fluthen des Wienflusses an's Ufer geschwemmt und desshalb von der gläubigen Menge verehrt wurde. Zur Zeit der zweiten französischen Invasion spielte dieses Spital eine hervorragende Rolle; es wurde nämlich vom 1. Juli bis zum Abzug der Franzosen allen kranken und verwundeten Soldaten hier unentgeltlich von den Nonnen Arznei und Nahrung verabreicht und es hat sich kein einziger Sterbefall ereignet.

Ungargasse eröffnet und im Jahre 1823 in seine heutige Gestalt umgebaut. Vor seinem letzten Umbaue führte es das Schild „Zum Kopf", weil früher ober dem Eingangsthore ein mächtiger Medusenkopf, aus Stein gehauen, sich befand. Die späteren Eigenthümer dieses Hauses waren die Gebrüder Rudolf Ferdinand und Josef Carl Sünn, und später Josef Carl Sünn allein. Gegenwärtig ist Frau Marie Schröder an der Gewähr.

Das Haus „Zum rothen Hahn" Nr. 333 (neu 40)

war eines der ältesten Einkehrwirthshäuser der Landstrasse. Schon zur Zeit des zweiten Türkenkrieges bestand hier der Gasthof „Zum rothen Hahn". Der Wirth, welcher sich damals zu weit in die Strasse wagte, wurde von einem vorbeiziehenden Trupp türkischer Soldaten ergriffen und niedergemetzelt, das Wirthsgeschäft geplündert, die Weine aus den Kellern hinweggeschleppt und das Haus selbst durch Feuer bis auf den Grund zerstört.

Das Haus wurde 1819 in seine gegenwärtige Gestalt umgebaut und bildet seitdem ein Durchhaus in die Ungargasse. Es gehörte zu Anfang dieses Jahrhunderts dem Michael von Fellner und in den Zwanzigerjahren dem Franz Riedt Edlen von Rittenau, gegenwärtig dem Adam Lippert.

Das Haus „Zu den sechs Krügeln" Nr. 327 (neu 52)

war ein althistorisches Haus. Es grenzte unmittelbar an den Kirchengarten der Augustiner, und als diese unter Kaiser Joseph II. ihren Garten zu Hausplätzen und zur Errichtung neuer Strassenzüge abgeben mussten, bildete dieses Haus eine Grenzmarke, an welcher die Krügelgasse in die Ungargasse durchgeschlagen wurde. Hier bestand im vorigen Jahrhundert ein renommirtes Bierhaus „Zu den sechs Krügeln", von dessen Schild die „Krügelgasse" ihren Namen erhielt. Auch bestand hier noch in den Zwanzigerjahren der Sitz des alten „Bergamtes" der Vorstädte Landstrasse, Weissgärber, Erdberg und Leopoldstadt. [1])

Augustiner-Kirche und -Kloster, jetzt Pfarrkirche zum heiligen Rochus Nr. 316 (neu 54).

Die beschuhten Augustiner (Calceati) befanden sich vermöge des Stiftsbriefes des Herzogs Friedrich des Schönen vom 15. März 1327 im Augustinerkloster in der inneren Stadt, wo sich dasselbe noch heute befindet. Diese Mönche verblieben hier bis in die Tage Kaiser Ferdinand II. Da aber der Kaiser diesem Orden aus mehrfachen politischen und religiösen Gründen weniger hold gewesen, so berief er im Jahre 1631 die unbeschuhten Augustiner (Discalceati) von der strengeren Observanz aus Prag nach Wien, gab ihnen Kirche und Kloster der beschuhten Ordensbrüder in der inneren Stadt, und sandte die Letzteren (19 Priester und 5 Cleriker) auf die Landstrasse mit der bestimmten Zusicherung, dass ihnen ein neues Kloster sammt Kirche gebaut werden solle. Im Jahre 1636 erhielten sie einen von der Landstrasse bis zur Ungargasse reichenden Weingarten zu Baustellen, und sechs Jahre später legte der Kaiser den Grundstein zur neuen Kirche der Augustiner. Weil aber damals gerade die Pestseuche wüthete und der fromme Glaube galt, dass durch die Fürbitten der beiden Heiligen Rochus und Sebastian die Seuche von Wien abgewendet werden könnte, so wurde diese Kirche zu Ehren der Heiligen Rochus und Sebastian erbaut und eingeweiht. Mehrmals trafen Kirche und Kloster seitdem harte Schicksalsschläge. So wurden beide im

[1]) Das Haus gehörte damals dem Georg Altweyer, später Ignaz Solterer und Leopold Wohlschak, der hier eine Specerei- und Modewarenhandlung etablirte.

Jahre 1656 durch Feuer zerstört; im Jahre 1679 wüthete hier die Pest und raffte zwanzig Ordensgeistliche dahin; im Jahre 1683 wurde das Kloster während der Türkenbelagerung eingeäschert, dasselbe aber durch ihren Prior Ferdinand Hanisch, Doctor der Theologie (indem er reiche Unterstützungen von Wohlthätern zusammenbrachte), in kürzester Zeit wieder in seine heutige Gestalt aufgebaut. Im Jahre 1805 diente es als Spital für verwundete Russen und im Jahre 1809 kranken österreichischen Soldaten, die soeben aus der französischen Gefangenschaft hieher nach Wien kamen. Bei dieser Gelegenheit brach der Lazarettyphus aus und fünfzehn Augustinermönche erkrankten, die übrigen, mit ihrem Prior Ambrosius Ziegler, verliessen das Kloster, um der Ansteckung zu entgehen, und wurden in Privatquartieren untergebracht, bis endlich am 13. April 1812 über das kleine Häuflein der Getreuen, die schon sehr zusammen-

Fig. 129. Kirche und Kloster von St. Rochus und Sebastian aus dem Jahre 1781.

geschmolzen waren, und deren Wirthschaft ohnehin in arge Unordnung gerieth, das Loos der Aufhebung erging. Die wenigen Klostergeistlichen traten in andere Klöster des Augustinerordens über und die Pfarrkirche zu St. Rochus wurde von nun an mit einem Weltpriester als Pfarrer bestiftet, dem mehrere Cooperatoren zur Seite gestellt waren.

Ein Bild ***sub Figur 129*** zeigt uns die Hauptfront der St. Rochus-Kirche und das Kloster der Augustiner.[1])

[1]) Die Ansicht der Kirche von St. Rochus und Sebastian nebst dem ehemaligen Kloster ist einem Bilde Zieglers aus dem Jahre 1781 entnommen. Wir sehen links das alte Klostergebäude, wie es acht Jahre nach der zweiten Türkenbelagerung

Das Innere der Kirche war mit seltenem Prunke ausgestattet. Sie besass viele mit edlem Metalle und echten Steinen reich verzierte Heiligthümer und Reliquien, welche an hohen Feiertagen dem Volke ausgestellt wurden, auch bestanden bei der Kirche mehrere Bruderschaften, und zwar jene des heiligen **Rochus**, dann eine von **Maria Trost**, die **Gürtelbruderschaft** des heiligen **Augustin** und der heiligen **Monika**, daher grosse Sorgfalt auf das äussere Gepränge verwendet wurde [1]).

Die Kirche wurde daher auch ihres feierlichen Charakters wegen von hohen Adeligen und von Mitgliedern des Hofes — ungeachtet ihrer Entlegenheit — häufig besucht, auch der Gegenwart Maria Theresias hatte sich die Kirche zu erfreuen und es knüpft sich an einen ihrer Besuche eine interessante Anekdote, die erzählt zu werden verdient. Die fromme Kaiserin besuchte nämlich fast täglich eine andere Kirche, am liebsten jene eines Klosters, wo entweder das Patrocineumsfest oder die Octave derselben oder das vierzigstündige Gebet abgehalten wurde. Bei solchen Anlässen war es Sitte, dass die Kaiserin bei der Kirchenthüre von der gesammten Geistlichkeit empfangen und von dem Vorsteher mit einer feierlichen Anrede begrüsst wurde. Als nun am 18. August 1758 die Kaiserin die Octave des heiligen Rochusfestes mit ihrem Gefolge ebenfalls besuchte, wollte es der Zufall, dass eben eine ungünstige Witterung eintrat, der Prior aber im Eifer der Rede sich nicht stören liess, und ungeachtet der Zugluft, welcher die Kaiserin durch längere Zeit ausgesetzt war, seine Rede in redseligster Weitschweifigkeit — zum nicht geringen Aerger der Hofherren und Hofdamen — fortsetzte, bis endlich ein ungeduldiges Kopfnicken der Kaiserin und ein ebensolches Abwähren mit der Hand den Redner zur Besinnung brachte. Von diesem Tage an wurden die Begrüssungen mit den üblichen Anreden und jeder feierliche Empfang für immer untersagt.

Noch heute führt im Volksmunde diese Kirche den Namen zu den »Augustinern« und noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts betete das Volk in den Zeiten gefährlicher Seuchen und Epidemien an den Stufen des Altares um Abhilfe dieses Unglückes. Besondere Verehrung erwies auch das Volk dem Haupt-Altarbilde, auf welchem von Strudel die beiden Festpatrone Rochus und Sebastian abgebildet sind. Diese Verehrung, besonders bei den Mitgliedern der Rochusbruderschaft in Wien, war so allgemein, dass die sogenannten Ansager dieser Bruderschaft eine Copie dieses Bildes (in Holzschnitt) alljährlich ihren Kunden (den Mitgliedern der Rochusbruderschaft) zum neuen Jahre ins Haus trugen und als Neujahrsgeschenk überreichten, dem auch ein Ablassgebet und ein Verzeichniss aller im Vorjahre verstorbenen — (oder wie man damals sagte „**abgeleibten**") — Mitglieder beigegeben war.

Sub Figur 130 ist hier eine Copie dieses berühmten Bildes, welches als Neujahrsgeschenk diente, beigegeben [2]).

(1683), also im Jahre 1691, wieder neu aufgebaut wurde. Charakteristisch ist hier die hohe Mauer und das grosse Einfahrtsthor, welche den weitläufigen Hofraum von der Strasse trennen; dann links die beiden, regelmässig vorspringenden Seitenflügel des Hauses. Auch die prächtige Façade der Kirche mit ihren beiden reichen Kirchenthürmen ist beachtenswerth. Das Giebelfeld ober der imposanten Eingangsthüre enthält die Darstellung der »ehernen Schlange«, welche Moses in der Wüste zur Heilung der von Schlangen gequälten Juden aufrichtete. Ueber demselben steht zwischen den beiden reichen, kupfergedeckten Thürmen die Statue des heil. Augustin, unter demselben, sowie in den vier Seitennischen der Façade sind Statuen von Heiligen des Ordens, in der Nische über der Eingangsthüre aber die Statue der Muttergottes angebracht. Unter dem Basrelief des Giebelfeldes steht der auf die Darstellung bezügliche Bibelspruch: »*Ora ut tollat a nobis serpentes*«. Auch eine imposante Säule mit der Muttergottes und dem gekreuzigten Heiland befindet sich am Kirchenplatz, welche jedoch mit Ende des Jahres 1789 von hier beseitigt wurde.

[1]) Fuhrmann erzählt in seinem Werke, dass die Kirche auch „**inwendig mit gar schönen Altären und mit allerlei zierlicher Ausstaffirung pranget**".

[2]) Dieses Bild ist vom Akademiker Director Strudel gemalt und stellt eine Apotheose der beiden Festpatrone Rochus und Sebastian dar. Letzterer ist links im Bilde sichtbar, stehend mit dem Gesichte gegen Marien gewendet, die auf einer Wolke von Engeln emporgetragen wird. Zu seinen Füssen liegen im Köcher die Pfeile, mit denen sein

Fig. 130. Das Hauptaltarbild in der Pfarrkirche zu St. Rochus, als Neujahrsgeschenk der St. Rochus-Bruderschaft.

Die Nicolaier Kirche und der Gottesacker auf der Landstrasse Hauptstrasse.

Dort wo sich heute der mit Bäumen bepflanzte Grünmarkt auf der Landstrasse Hauptstrasse, gegenüber der Rochuskirche befindet, stand einst die stattliche **Capelle zu St. Nicola** mit dem sogenannten **„Nicolaier Friedhof"**. Letzterer wurde im Jahre 1540 errichtet. Die Veranlassung hiezu gab eine Schenkung Kaiser Ferdinands I. aus dem Jahre 1540, indem derselbe zwei öde Gründe der Stadt Wien widmete, von denen der eine jener Platz war, auf dem einst das im Jahre 1529 zerstörte **Nicolaierkloster** stand. Die betreffende Stelle dieser Urkunde lautet: **„dann denn getzirkl des Closters zu Sandt Nicla vnnd dessen Closters zu Sant Nicla zu ainem Gotszackher geordennt"**. Erst im Jahre 1698 wurde eine Capelle zu diesem Freythofe durch den Wiener Bürger **Caspar Rottmayer** (einem Gastwirth von der Landstrasse) erbaut und ihr der Name **„Capelle zu St. Nicola"** gegeben. Da aber die Kirche für die anwachsende Bevölkerung dieser Vorstadt zu klein wurde, liess Carl Hieronymus von Helm dieselbe im Jahre 1736 vergrössern.

Ein hochinteressantes Bild ***sub Figur 131*** zeigt uns die Gestalt dieser Capelle nebst ihrer Umgebung, wie sie noch im Jahre 1781 bestand.[1])

Die Capelle stand bei den Wienern in hohen Ehren, weil hier noch die **Nicolai-Bruderschaft „Zum Troste der christgläubigen Seelen"** ihren Sitz hatte. Es war ein Verein, dessen Zweck darin bestand, für eine anständige Beerdigung der Mitglieder zu sorgen und dieselben feierlichst zu Grabe zu geleiten.

Auch der Nicolai-Friedhof musste im Jahre 1742 vergrössert und erweitert werden; denn da die Freythöfe bei **St. Stefan** sowie beim **Bürgerspital**, dem alten **Cärner-** und **Burgthor** aufgelassen wurden, so musste auch ein Theil der Stadtbewohner hier bestattet werden Am 17. Februar 1741 wurde auch die Leiche des berühmten Bildhauers Raphael Donner hier beigesetzt.

Mit Patent Kaiser Josef II. aus dem Jahre 1784 wurde die Capelle gesperrt und auch der Friedhof noch im selben Jahre aufgelassen. Die ausgegrabenen Ueberreste wurden im Jahre 1786 nach dem Friedhofe von St. Marx überführt und der Platz geebnet und mit Bäumen geziert.

Leib durchbohrt wurde. Ihm zur Linken sehen wir den heiligen Rochus im Pilgergewande auf ein Knie gebeugt, die Hände zum Gebete gefaltet. Oben thront als Sinnbild der heiligen Dreifaltigkeit Gott Vater und Sohn vom heiligen Geiste beschattet. Unten tritt die alte Kaiserstadt mit ihren Festungsmauern und Thürmen als schönes landschaftliches Bild kräftig hervor. Links in der Ecke zeigt sich der Friedhof der Nicolaier Kirche, von der später die Rede sein wird. Strudel malte dieses Bild im Auftrage des Priors und eine Copie im Kleinen wurde der Kaiserin Maria Theresia für ihre Hauscapelle zur Privatandacht vom Künstler verehrt.

[1]) Das Bild, von Ziegler gezeichnet und gestochen, datirt aus dem Jahre 1781, also drei Jahre vor der Aufhebung. Die Capelle war von ansehnlicher Grösse, daher sie auch häufig Kirche genannt wurde; ihr Bau war schlank und zierlich, im italienischen Style, die Façade zeigte sechs dorische Wandpfeiler und die Statuen des heiligen Josef und Johannes, welche sich in Nischen befanden. Ueber dem Gebälke sassen auf schneckenartigen Aufsätzen zwei Engel und neben diesen waren die Statuen des heiligen Leopold und Carls des Grossen angebracht. Der schlanke Thurm im sogenannten Jesuitenstyl, mit seinem zierlichen Kupferdache und seinen schnörkelhaften Verzierungen aus polirtem Messing ragt in der Mitte empor). Links von der Kirche war der Eingang zum Gottesacker, über welchem ein Basrelief (das Fegfeuer darstellend) angebracht war. Aber auch die auf diesem Bilde vorkommenden anderen Bauten sind von hohem Interesse. Ausser der St. Rochuskirche, die damals noch eine Klosterkirche war, sind sämmtliche Gebäude Privathäuser, die jedoch gegenwärtig bereits umgebaut sind. Die bauchigen Eisengitter an den niedrigen Fenstern, die schmalen Thoreingänge, die vielen in die Strasse hereinragenden Hausschilder an eisernen massiven Stangen, die Steinbänke vor den Häusern und die offenen Canäle, welche zu beiden Seiten der Strasse fliessen, geben der damaligen Physiognomie dieser Vorstadt vor hundertfünfzig Jahren ein deutliches Gepräge. Das dunkle Haus links mit dem Weinzeiger ist der einst so berühmte Gasthof **„Zur goldenen Birn"**.

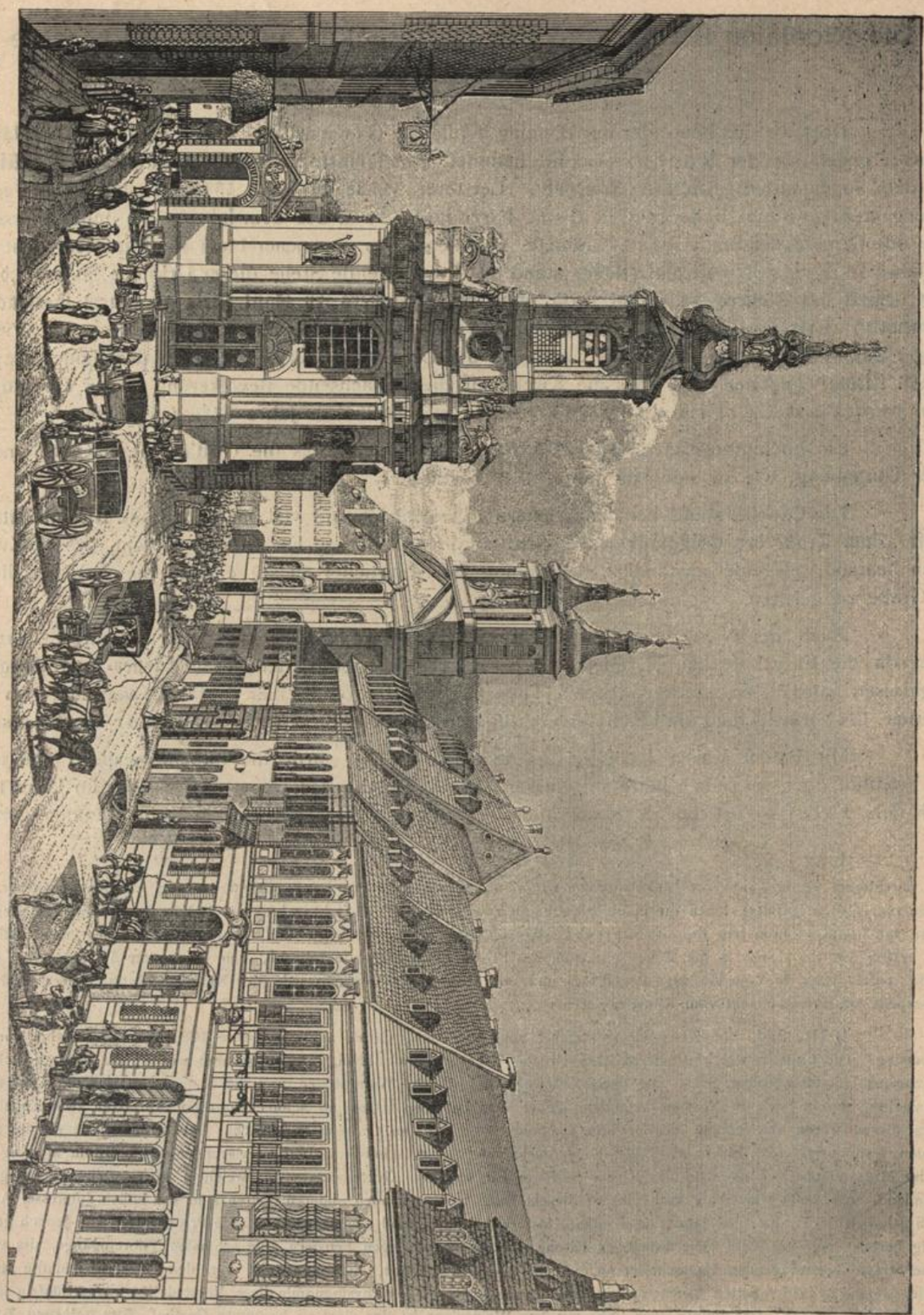

Fig. 131. Die Nicolaier Kirche und der Gottesacker auf der Landstrasse Hauptstrasse vom Jahre 1781.

Das Haus „Zur goldenen Birn“ Nr. 63 (neu 31).

Dieses Haus hat seinen Namen von dem Wirthshause „Zur goldenen Birn“, welches zu einem der ältesten und beliebtesten Einkehrhäuser der Landstrasse gehört. Schon mit Ende des vorigen Jahrhunderts war es ein sehr besuchtes und renommirtes Gasthaus und zugleich auch ein sehr besuchtes Tanz- und Vergnügungslocal der Wiener Alles, was hier den Gästen geboten wurde, war gut, reichlich und wohlfeil, alles athmete noch einen soliden biederen Wirthshauscharakter aus jener guten alten Zeit, von der uns unsere Väter erzählten.

Fig. 132. Das Haus »Zur goldenen Birn« und dessen Nachbarhäuser.

Hier herrschte bei dem Tanzen noch die alte gute Sitte, wie denn auch überhaupt die Bewohner der Landstrasse mit rührender Ausdauer an ihren altererbten, altväterlichen Gepflogenheiten hingen, welche in der Stadt längst schon vergessen waren. Hier wurden noch unter Capellmeister Michael Pamer (1812—1822) die Eipeldauer, Deutsche, Tempête, Ecossaises und der sehr beliebte Polsterltanz getanzt.

Im Jahre 1801 wurde dieses Haus neugebaut, wie dies eine Aufschrift im Hofe noch heute beweist, der Tanzsaal in das Nachbarhaus Nr. 64 (neu 33) hineingebaut und der Saal

„Wiener Annen-Tempel" genannt, weil hier, wie überhaupt in Wien, das Namensfest der »Annen« besonders gefeiert wurde. Noch unter Kaiser Josef II. gab es Serenaden und Ständchen zu Ehren der Annen, die oft die ganze Nacht währten, und noch in den Dreissigerjahren waren die Stuwer'schen Feuerwerke am Annentage in Wien die berühmtesten.

Ein Bild *sub Figur 132* zeigt uns das alte Bierhaus mit seinen Anrainern vor seinem Umbau.[1])

Das Anton Dreher'sche Haus Nr. 136 und 137 (neu 97).

Dieses Haus bestand früher aus zwei kleinen Häusern, wovon das eine Nr. 136 „Zur grünen Weintraube" dem Andreas Göschel, das andere Nr. 137 dem Friedrich Mühlheck gehörte. Beide Häuschen wurden von Anton Dreher, dem berühmten Bierbrauer aus Klein-Schwechat, angekauft und an deren Stelle ein Haus im grossen Style erbaut, welches am Frontispice die Aufschrift führt: »Bier-Lager der Brauerei zu Klein-Schwechat«. Der Neubau begann im Frühjahre 1858 und wurde am 25. December 1859, am heiligen Stefanstage, mit grosser Feierlichkeit eröffnet. Leider überlebte Dreher seine Schöpfung nicht lange, denn er starb schon nach 4 Jahren am 27. December 1863.

Ein Bild *sub Fig. 133* zeigt uns die Hauptfront dieses Hauses.[2])

Die Dreher'sche Brauerei gehört jedenfalls zu einer der grössten industriellen Unternehmungen des Continentes, daher dieselbe schon ihres geschichtlichen Werthes halber erwähnt zu werden verdient.

Die Anton Dreher'sche Bierbrauerei in ihren Entwicklungs-Stadien.

Der Bestand der Brauerei in Klein-Schwechat ist urkundlich schon seit dem Jahre 1632 nachweisbar. — Ihre Grösse und Ausdehnung datirt jedoch erst seit 1836, denn erst mit 1. April desselben Jahres übernahm Anton Dreher die Brauerei in Klein-Schwechat als elter-

[1]) Das Bild, nach der Natur gezeichnet, versinnlicht uns links das alte Bierhaus und diesem zunächst das Haus Nr. 64 (neu 33), in welchem sich der grosse Tanzsaal hineingebaut befand. Dieser Saal wurde schon zu Anfang der Siebzigerjahre seiner ursprünglichen Bestimmung entzogen, diente sodann als Arbeitslocal eines Tischlers und später eines Tapetenfabrikanten und wurde (als im Jahre 1877 der damalige Hausbesitzer Christian Graf Kinsky starb) in den Jahren 1878 und 1879 gänzlich abgebrochen und an dessen Stelle ein Haus neu aufgebaut. Das »Birn-Haus« war zur Zeit seines ersten Aufbaues (1801) Eigenthum des Gastwirthes Johann Stipperger, hatte aber noch keinen Garten. Im Jahre 1815 wurde das Haus in seine heutige Gestalt umgebaut und erweitert und ging in den Besitz des Bernhard Stipperger über, welcher später dasselbe an den jetzigen Eigenthümer Franz Priesling verkaufte. Das »Birn-Haus« besass später einen grossen Garten, der aber heute, von demselben getrennt, dem Nachbarhause Nr. 64 (neu 33) zugehört. Dieses Haus gehörte einst dem Franz Grafen Kinsky und später dem Dominik Grafen Kinsky, jetzt aber der Prinzessin Arnulf von Baiern. Das nächste einstöckige Häuschen im Bilde ist das Haus Nr. 65 (neu 35). Es wurde von Anton Schmidmayer erbaut und kam in den Besitz des Josef Kerka, ist aber gegenwärtig gleichfalls neu gebaut. Das nächste Haus Nr. 66 (neu 37) ist Eigenthum des Michael Fischer. Es ist gegenwärtig dreistöckig neu gebaut und gehörte früher dem Alois Döbler. Endlich das kleine einstöckige Haus im Bilde rechts ist das Haus Nr. 67 (neu 39). Es bildet eine Ecke in die ehemalige Gemeindegasse, jetzt Salmgasse und war noch zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Wirthshaus „Zum goldenen Adler" des Josef Buchfelder. Es kam später in den Besitz des Bäckermeisters Johann Schmidkunz. Auch dieses Haus wurde neu gebaut und ist gegenwärtig Eigenthum des Mathias Schantl.

[2]) Das Haus ist mit einem grossen Tanzsaale und Garten ausgestattet, in welch ersterem seit dem Jahre 1865 Maskenbälle abgehalten werden. Der alte Fahrbach (Vater) und Drahanek spielten noch in den Tanzsälen; in neuester Zeit wird aber die Musik grösstentheils von Militär-Capellen besorgt. Auch Eduard Strauss lässt sich zur Faschingszeit bei besonderen Anlässen hier hören. Was das Haus selbst betrifft, so gehört der Bau dem modernen Style an. Leider musste hier das Schönheitsprincip dem Nützlichkeitsprincipe untergeordnet werden, wenigstens die vielen, eng aneinander gerückten Fenster machen bei einer so ausgedehnten Front und bei so vielen Stockwerken auf den Beschauer einen ziemlich ermüdenden Eindruck. Nur das grosse Einfahrtsthor mit seinen beiden kleinem Eingangsthüren und die stark vortretenden ebenerdigen Fensterrahmungen geben der Façade ein reicheres, prächtigeres Ansehen.

liches Erbe. Sein praktischer Blick erkannte, zu welchem bedeutenden Aufschwunge die Bierbrauerei durch Anwendung von Neuerungen und Verbesserungen fähig wäre. Noch im selben Jahre begann er durchgreifende Reformen in der bisherigen Brauerei-Methode. — Bisher wurde allgemein nur »obergähriges Bier« erzeugt, d h. solches Bier, das seinen Gährungs-Process noch in den Fässern durchzumachen hat. Dasselbe war wenig haltbar und musste rasch getrunken werden. Dreher begann sonach ein Bier auf »Untergährung« nach bayrischem Muster herzustellen und gründliche Verbesserungen im Malzen, Brauen und der Gährung einzuführen. Namentlich waren es besonders die grossen neuerbauten Kellerräume, in welchen jetzt die Biere abgelagert werden mussten und dadurch ihre Güte erlangten; denn dieses Bier erhielt sich in den Lagerkellern nicht blos durch Monate oder sogar ein Jahr hindurch in seiner vollsten Güte, sondern gewann sogar durch die Lagerung an Schmackhaftigkeit und Güte. Es erhielt durch diese Lagerkeller den Namen »Lagerbier« und erwarb sich rasch die Beliebtheit des Publicums.

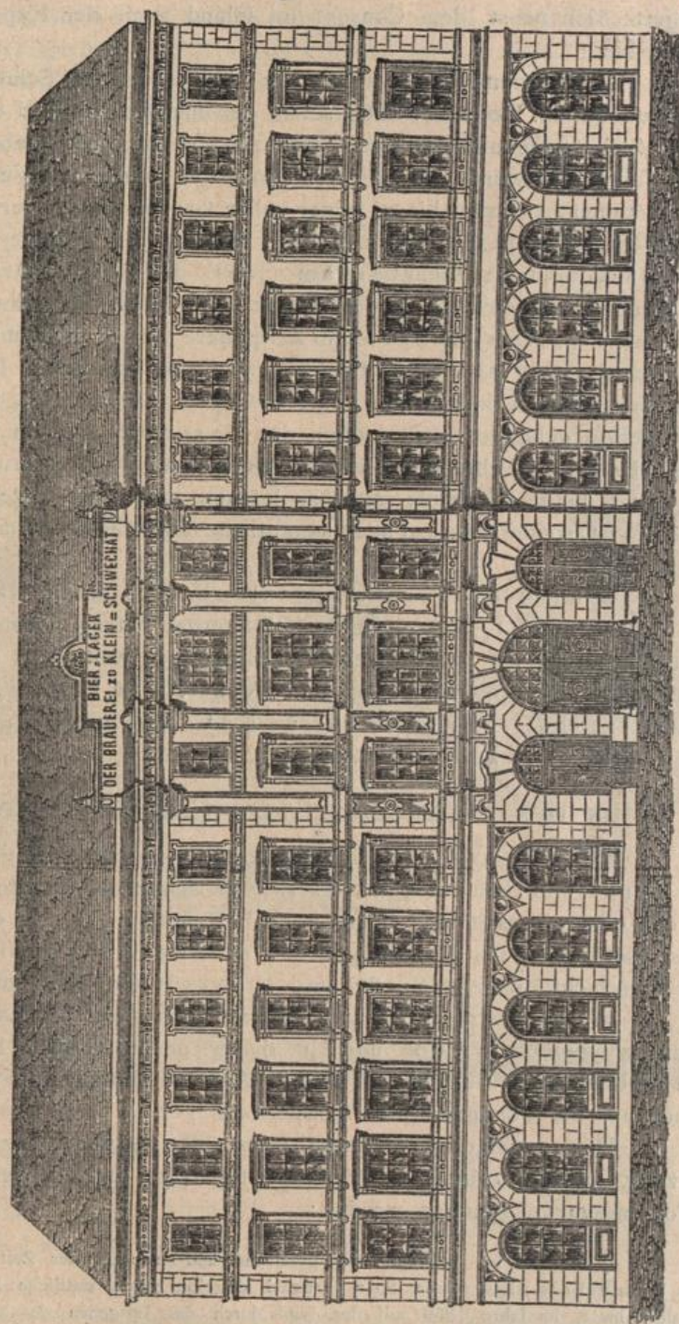

Fig. 133. Das Anton Dreher'sche Haus auf der Landstrasse Hauptstrasse.

Der rapide Consum erforderte eine weitaus grössere Erzeugung. Es wurden daher nicht blos von Jahr zu Jahr Zubauten gemacht, sondern auch schon im Jahre 1850 der Dampf als Betriebskraft an die Stelle der Handarbeit eingeführt. Sie war sonach die erste Brauerei in Oesterreich, welche mit Dampf arbeitete. Im Jahre 1859 kaufte Dreher die Herrschaft Micholup in Böhmen im Saazer Kreise an, wo er nicht blos eine Brauerei im grossen Style anlegte, sondern auch den besten Saazer Hopfen als wichtigstes Material der Biererzeugung in die Hand bekam. Da aber mittlerweile auch in Ungarn die Biererzeugung sich steigerte und einige Brauereien sich bei Pest etablirten, die dem Schwechater Exporte gefährlich

werden konnten, so brach er dieser Concurrenz dadurch die Spitze ab, dass er die Brauerei in Steinbruch bei Pest im Jahre 1862 rasch entschlossen an sich kaufte. Da auch die Ausstellungen zu Wien (1857) und London (1862) jetzt zum Weltrufe des Dreher'schen Bieres mächtig beitrugen, so steigerte sich nebst dem Consum im Inland auch der Export ins Ausland nach allen Weltgegenden hin.

Doch konnte Anton Dreher seine jüngsten Schöpfungen nur kurze Zeit verfolgen, denn schon am 27. December 1863 setzte der unerbittliche Tod seinem rastlosen Streben ein unerwartetes Ziel. Sein minderjähriger Sohn Anton Dreher (geboren den 21. März 1849), damals erst 14 Jahre alt, wurde durch zwei Directoren und einen Vermögensverwalter im Vereine mit einem Testamentsexecutor bis zu seiner vollen Grossjährigkeit vertreten und setzte sich am 21. März 1870 in den vollen Besitz seines Erbes. Mittlerweile erhöhte auch die Weltausstellung zu Paris (1867) und zu Amsterdam (1869) den Weltruf Drehers, und um den Handel mit dem Orient zu eherrschen, kaufte Dreher auch noch im selben Jahre (1869) die Brauerei in Triest an sich. Aber bis zu diesem Zeitpunkte war es nicht möglich, Bier auf grössere Entfernung mit gleichmässig niederer Temperatur zu versenden. Erst der Schwechater Brauerei war es gelungen, durch Construirung von Eiswägen (Eiswaggons), in welchen die Temperatur gleichmässig niedrig gehalten werden kann, den Bierexport von nun an auf die weitesten Distanzen zu sichern. Diese fortwährenden Verbesserungen und Vergrösserungen haben Anton Dreher in die Lage gesetzt, heute mit Stolz sagen zu können, dass seine Erzeugung nicht blos am Continent die grösste ist, sondern dass er auch sämmtliche englische Brauereien an Grossartigkeit der Erzeugung weit überflügelt!

Während die Verzehrungssteuer blos für die Brauerei zu Klein-Schwechat am 1. October 1871 1,377.748 Gulden 47 Kreuzer betrug, dürfte sich die heutige Verzehrungssteuer mit Inbegriff der übrigen drei Brauereien weit über drei Millionen beziffern, und es ist ein schönes Wort unseres Kaisers, der dem Anton Dreher gelegentlich einer Audienz gesagt haben soll: »Ich wünsche Ihrem Unternehmen, dass Sie das nächste Jahr die doppelte Steuer zahlen!«

Das Haus des Handelsgärtners Conrad Rosenthal Nr. 166 (neu 137).

Adam Conrad Rosenthal, so hiess zu Ende des vorigen Jahrhunderts jener bürgerliche Kunst- und Handelsgärtner (wie er sich selber nannte), welcher nicht blos der Stammvater der erbgesessenen und heute noch bestehenden Gärtner-Dynastie der Rosenthal war, sondern der auch als Schöpfer der ersten Wiener Baumschulen berufen gewesen, in der Geschichte unserer Stadt- und Vorstadt-Gärten eine hervorragende Rolle zu spielen.

Er war auch der Erbauer obigen Hauses auf der Landstrasse, welches im Jahre 1808 vollständig umgebaut wurde und in dieser neuen Gestalt bis in die Dreissigerjahre unverändert verblieb. Eine Ansicht ***sub Figur 134*** versinnlicht uns jenes damals noch sehr bescheidene Gebäude aus der ebengenannten Zeitperiode. [1])

Wie wichtig diese, durch Adam Rosenthal, ins Leben gerufenen Baumschulen, noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts, für Wien und dessen Garten-Anlagen waren, mag aus Folgendem entnommen werden:

---

[1]) Das Bild ist nach der Natur gezeichnet und entspricht der Zeit der Dreissigerjahre. Erst nach dem Tode Adam Rosenthals liess dessen Sohn Conrad dasselbe durch stattliche Zubauten vergrössern. Als aber Conrad das Unglück hatte, im Jahre 1859 auf der Jagd durch das Losgehen des Gewehres von seinem Hintermann (seinem Schwager) erschossen zu werden, kam das Haus während der Unmündigkeit seines zurückgelassenen Sohnes Conrad in den Besitz der Gattin des Verunglückten (Namens Anna), die nun als Witwe und Mutter ihres unmündigen Kindes das Geschäft bis zu dessen Volljährigkeit, d. i. bis zum Jahre 1871, fortführte.

Die Rosenthal'schen Baumschulen und die Esplanade in Wien.

Bis zu Maria Theresia's Zeiten war jener leere Raum, der sich zwischen Stadt und Vorstädten ausbreitete, zumeist nur ein wüster, stellenweise durch Sand- und Steinhaufen unterbrochener, häufig auch noch durch Gestrüpp, Moräste und Pfützen durchfurchter, unebener, hässlicher Bodengrund. Dazu kommt noch, dass der Wienfluss nicht selten durch seinen plötzlichen Austritt besonders niedere Stellen überschwemmte und vollkommen unwegsam machte.

Maria Theresia beschloss demnach diesen argen Uebelständen gründlich abzuhelfen und die öden Stellen in einen schönen »Wiesenplan« umzuwandeln.

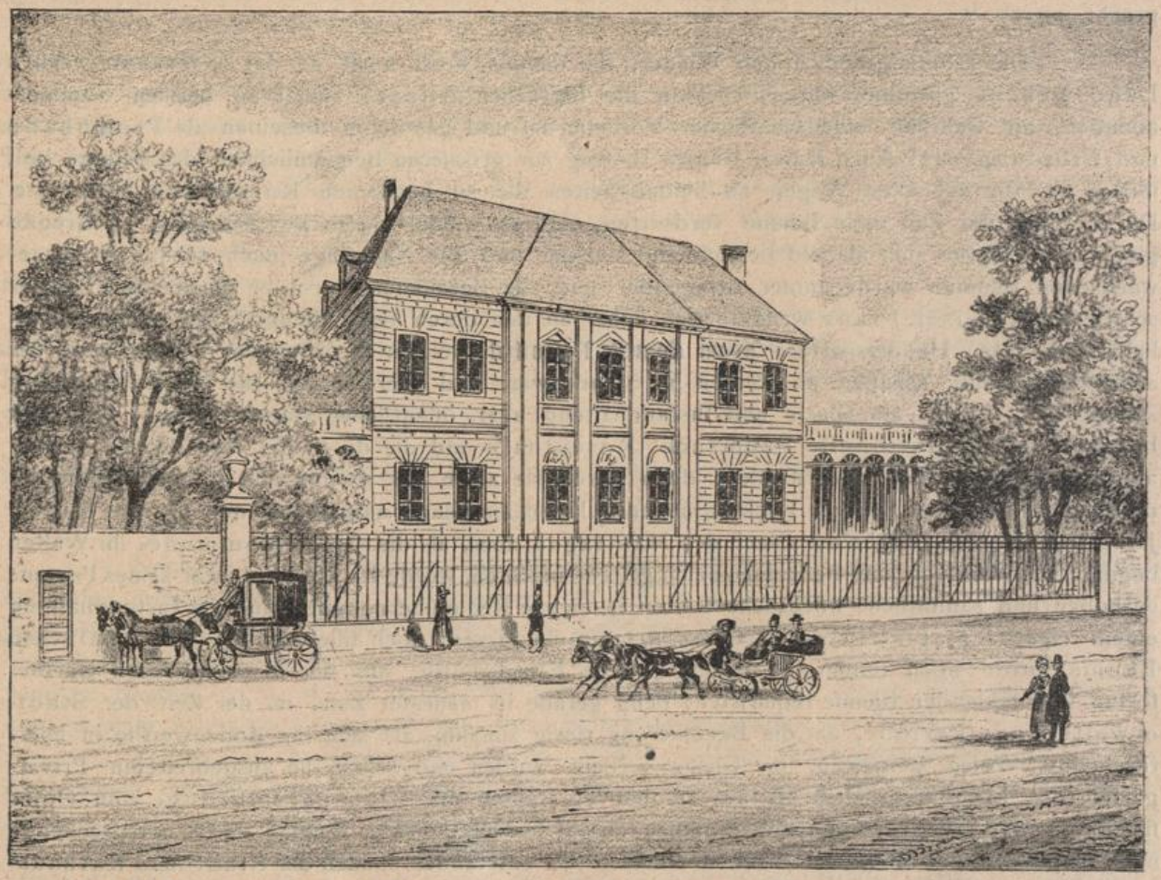

Fig. 134. Das Conrad Rosenthal'sche Haus auf der Landstrasse Hauptstrasse.

Mit April 1771 begannen die Erdarbeiten. Der Boden wurde geebnet, der Wienfluss und Alsbach regulirt, jede Vorstadt mit den einzelnen Stadtthoren durch breite bequeme Fusswege in Verbindung gesetzt und mit 1. October 1776 die ganze **Esplanade** allnächtlich mit schönen grossen, aber etwas allzu massiven Laternen beleuchtet. [1])

[1]) Durch die Beleuchtung der Esplanade und der Vorstädte wurde die dem Wiener auferlegte und äusserst lästige Verordnung vom Jahre 1658 aufgehoben, wonach „**Jedermann, wer immer, außer dem Stadtbezirke nächtlicher Weile ohne Handlaterne von der Rumorwache betreten werde, unweigerlich in den Stadtarrest zu stecken sei.**" Die Strafe war nach Umständen ein **ganzer** oder **halber Schilling**, und bei erschwerenden Umständen oder bei Wiederholung von **1 bis 3 Monaten Gefängniß in der Stadtschranne**.

Hierdurch war mit einem Male der bisherigen Unsicherheit vorgebeugt und der Verkehr um vieles erleichtert. Die Esplanade glich jetzt einem schönen grünenden Wiesenlande. Aber an Einem litt das Ganze dennoch empfindlichen Mangel, es fehlten nämlich die grossen schattigen Bäume.

Erst dem kaiserlichen Sohne war es vorbehalten, nach dem Tode seiner Mutter die Esplanade (Glacis, wie sie später genannt wurde) als ein theures Vermächtniss in seine besondere Obsorge zu nehmen. Josef II. liess im Jahre 1782 sämmtliche Fusswege zu beiden Seiten mit schönen schattenreichen Bäumen besetzen und mit Barrièren umgeben, so dass das Ganze jetzt einem herrlichen Smaragdgürtel glich, mit dem sich die Stadt in wahrhaft malerischer Farbenpracht umgab. [1])

Die erholungsbedürftigen Wiener, die damals noch nicht an das sogenannte »Auf's Land gehen« gewöhnt waren, suchten die herrlichen Alleen, zumal an heissen Sommerabenden, mit wahrhaft leidenschaftlicher Vorliebe auf und benützten dieselben als Promenade und Erholungsort! Auch Kaiser Franz II. trug zur grösseren Bequemlichkeit das Seinige bei, indem er 1792 auf allen Wegen zu beiden Seiten die so bequemen Ruhebänke hinzufügte. Da aber mit der Zeit viele Bäume verdorrten, andere wieder durch Beschädigung zu Grunde gingen, so zeigten sich alsbald bedenkliche Lücken und die Nachfrage nach tüchtigen ausgewachsenen Bäumen wurde immer dringender und die Beschaffung grosser Quantitäten immer schwieriger. Kaiser Franz wendete sich daher an den durch seine Baumschulen bereits rühmlichst bekannten Handelsgärtner **Adam Conrad Rosenthal**, welcher in Wien der Einzige war, der ausgiebige Abhilfe schaffen zu können im Stande war, und übertrug ihm die Instandhaltung sämmtlicher Alleen am Glacis und Instandhaltung aller öffentlichen Gärten Wiens. Jetzt erst bewährte sich die rationelle Baumzucht Rosenthal's und die durch ihn eingeführten, früher aber kaum beachteten Baumschulen; denn durch sie allein war es ihm und seinem Nachfolger möglich, in kürzester Zeit die Lücken in den Alleen am Glacis auszufüllen und letztere bis zum Jahre 1848 gehörig zu erhalten. Nach den Märztagen aber, als die »Grosscommune« ihr Walten begann, neue Wünsche und Bedürfnisse sich geltend machten, wurde Rosenthal zwar seines Postens enthoben und sämmtliche öffentliche Gärten in eigene Regie übernommen und die Instandhaltung einem eigenen magistratlichen Obergärtner überlassen; doch blieben die Rosenthal'schen Baumschulen noch immer die einzige reiche Fundgrube, aus der die städtischen Gärtner fortan ihre fehlenden Bäume requirirten; denn gerade in neuester Zeit, in der Zeit der Stadterweiterungs-Periode, als die Bevölkerung riesig zunahm, als sich die Bodenwerthe in überraschender Weise steigerten, die Glacis verbaut wurden und selbst die ausgebreiteten Privatgärten des kleinbürgerlichen Mannes in den Vorstädten der »Hausparcellirung« zum Opfer fielen, da war die Grosscommune ernstlich darauf bedacht, diesen Wegfall durch entsprechende neue Anpflanzungen möglichst rasch zu ersetzen. Es entstanden sonach der Stadt- und Rathaus-Park und einige Squares auf den neuen Stadt-Erweiterungsgründen. Aber der Umstand, dass die Lichtung und Ausrodung der Wälder um Wien mit erschreckender Rapidität zunahm, liess die Sorge um gehörigen Nachwuchs von Bäumen für die Zukunft jetzt dringender als je zum Vorschein treten. Zum Glück verlegte sich auch der jetzige Geschäftsbesitzer Conrad Rosenthal junior auf eine gute Instandhaltung tüchtiger Baumschulen und unterhält noch gegenwärtig

---

[1]) In diesem Jahre (1782) erliess Kaiser Josef II. die Verordnung: „**Daß zur Bewältigung des lästigen Staubes während der wärmeren Jahreszeit (d. i. vom 1. Mai bis 1. October) auf dem Glacis von der Gemeinde und auf den Straßen der inneren Stadt von den Hausbesitzern die Aufspritzung täglich zwei Male besorgt werden müsse.**" Diese wohlthätige Verordnung wurde alljährlich wiederholt, aber merkwürdigerweise trotz ihrer Nützlichkeit leider nie recht befolgt.

(treu den Traditionen seiner Vorfahren) grossartige Baumschulen zu Albern und Klein-Ebersdorf, wodurch er jeden noch so grossen Bedarf auch für die Zukunft zu decken vermag.[1])

Das Haus des Marquis Catano della Raverra jetzt Stefan Fernolendt Nr. 287 (neu 74).

Dieses Haus verdankt seinen alt historischen Ursprung dem spanischen Marquis **Domenico Catano della Raverra**, einem Abkömmling jenes spanischen Adelsgeschlechtes, welches mit mehreren anderen spanischen Familien schon im XVII. Jahrhunderte hieher einwanderte und am Wiener Hofe sich die Gunst des Monarchen zu erwerben wusste.

Ueberhaupt lebten damals in Wien sehr viele Spanier, die Alle mehr oder weniger in Beziehung zum Wiener Hofe traten; hielt es doch nicht allzu schwer, sich auf einem Hofe Eingang zu verschaffen, der, wie es der wienerische gewesen, noch ganz vom Zauber altspanischer Sitte und Gewohnheit befangen war. Noch herrschte am Wiener Hofe spanische Tracht, spanische Etiquette und spanisches Ceremoniell.

Dieser fremdländische Einfluss ist wohl leicht erklärlich, wenn man bedenkt, dass der Habsburgische Regentenstamm stets ein natürliches Interesse an sein Mutterland bewahrte, und dass die spanischen Niederlande damals noch immer einen nicht unbedeutenden Bestandtheil der Krone Oesterreichs bildeten.

Welche Wirkungen jedoch diese fremden Elemente im Laufe der Zeit auf die socialen und politischen Verhältnisse übten, wie sich dadurch das Wiener Leben gestaltete, mag hier in Kürze erzählt werden; es bildet dies vielleicht den lehrreichsten und zugleich interessantesten Abschnitt in der Culturgeschichte unseres Volkes!

Der spanische Einfluss auf die Verhältnisse des Wiener Hofes und der Wiener in der Zeit von 1637 bis 1740.

Noch zu Zeiten Ferdinand III, Leopold I. und Carl VI. liebte es der Hof, ganz nach den strengen Regeln der spanischen Etiquette zu leben. Von Früh bis Abends war jede Stunde des Tages für jede Jahreszeit im Vorhinein vorgeschrieben und die Cavaliere und kaiserlichen Diener mussten sich genau darnach halten. Auch für jede Begrüssung galten besondere Regeln, so z. B. bei Audienzen die dreimalige Kniebeugung und der Handkuss sowohl beim Kommen als beim Gehen, beim Kirchengang und bei der Hoftafel.

Zeigte sich der Kaiser öffentlich dem Volke (was nur selten der Fall war), so geschah dies immer mit umständlichster Feierlichkeit; fuhr er aus der Stadt oder durch die Vorstädte, so wurde ein schwerfälliger Apparat prachtstrotzender Grandezza in Scene gesetzt. Zwanzig Hofwägen mussten den Kaiser begleiten, die Leibgarde zu Pferde und zu Fuss, so auch selbst die Minister, die er dann ausser der Stadt zu sich in den Wagen nahm.

---

[1]) Adam Conrad Rosenthal war auch der Gründer des **fürstlichen Rasumovsky-Gartens**, dessen Treibhäuser er mit seltenen Gewächsen bereicherte. Er war es auch, dem Kaiser Franz mittelst Schenkungs-Vertrage vom Jahre 1821, **„die erste öffentliche Blumenhütte"** in der Stadt aufzustellen gestattete. Es war ein hölzerner, sehr primitiver Verkaufsladen bei der Augustinerkirche im Hause Nr. 1158 (neu 7), der sich mit der Zeit immer vergrösserte und endlich im Jahre 1850 bei Gelegenheit der Renovirung des Kirchthurms in ein ausgemauertes Gewölbe verwandelte, wo es sich noch bis auf den heutigen Tag unter der Firma Brenner und Hengl befindet. Als nämlich Conrad Rosenthal nach erlangter Grossjährigkeit die Leitung seines Geschäftes im Jahre 1871 antrat, überliess er diese Blumenhandlung der Tochter seines durch 40 Jahre bei ihm im Geschäfte gestandenen treubewährten Obergärtners Hengl in Pacht, und da dieselbe einen Gärtner Namens Brenner heiratete, so hat die gegenwärtige Firma Brenner und Hengl ihre volle Berechtigung.

Hatte der Kaiser Familientrauer, so liess er sich durch sechs Wochen den Bart wachsen, hörte eine Trauermesse und verbot den Hofzwergen und Hofnarren alle Spässe, womit sie ihn gewöhnlich während des Ankleidens zu belustigen pflegten. Sonst lebte der Hof still und zurückgezogen, aber selbst im Privatleben wurzelte tief die spanische Sitte. Man liebte spanische Spiele und Tänze, das „Federballspiel" und den „Fandango"; man beschäftigte sich bei Hofe vornehmlich mit spanischer Lectüre.

Die Hofherren und Hofdamen lauschten spanischen Romanzen und überschwänglichen Liebesliedern, verschrieben sich eigene Vorleser und Sänger aus Madrid und vernachlässigten dabei ihre eigene Muttersprache. Keine Kunst, kein Bild, keine Statue hatte einen rechten Werth, wenn sie nicht vom Auslande bezogen waren. Im Hof-Theater, welches sich an der Stelle der heutigen Hofbibliothek am Josefsplatze befand, herrschte die strengste Etiquette; rechts im Parterre sassen die Damen, links die Herren und rings um das Parterre waren die stolzen Leibwachen mit ihren blank geschliffenen Hellebarden in martialischer Stellung postirt; der Kaiser hatte seine eigene Loge. Erst bei seinem Erscheinen durfte mit dem Stücke begonnen werden.

Ebenso strenge wie das Ceremoniell war die Tracht bei Hofe vorgeschrieben. Man bediente sich ausschliesslich der spanischen Kleidung, die gar nicht für unser Clima passte und Küchelbecker gibt in seinen gleichzeitigen Relationen hierüber mehrere hochinteressante Notizen. Er sagt wörtlich:

„Im Winter und zu andern Zeiten, wenn sich der kays. Hof in der kays. Burg zu Wien aufzuhalten pfleget, so ist das Ceremoniel nach Spanischem Fuß eingerichtet; die sämmtliche Hofstatt, so zu solcher Zeit die Aufwartung hat, erscheinet in Spanischer Kleidung, und zwar, sogar auch diejenigen, so Livrée tragen, als Edel-Knaben, Trabanten, Laquayen etc. Die Kaiserlichen Ministres und andere Vornehme des Hofes tragen Spanische Mantelkleider von schwartzen Wollenen und Seydenen Zeugen. Die Kayserl. Livrée ist ebenfalls von schwartzem Tuch, mit gelben seydenen Borten besetzt, und sind auch die schwartzen kurtzen Mäntel, welche zu denen kurtzen Spanischen Wämßgen angeleget werden, auf dergleichen Art bebrämet. Die Kayserliche Hartschierer aber haben zur Montur rothe Röcke mit schwartzen Sammetnen Aufschlägen, und über dieselben tragen sie schwartze mit gelben Borten besetzte Super Röcke mit Flügeln, aber ohne Aermel, und die Trabanten erscheinen in ihren gewöhnlichen Mänteln."

Erst unter Maria Theresia machte die spanische Tracht dem französischen Kleide Platz. Aber so wie sich der Hof seine Lebensweise nach spanischer Sitte eingerichtet, so pflegten auch die Cavaliere und der übrige Adel in Wien zu leben; selbst das Volk gewöhnte sich allmälig an manche spanische Sitten und Gebräuche und zog die »Stiergefechte« und »Hetztheater« ruhigeren und edleren Vergnügungen vor; ja noch heute haben sich in der Sprache des Wiener Volkes gewisse Worte, Sprichwörter und Redensarten erhalten, die man versucht wäre, für echt wienerisch zu halten, während sie in Wirklichkeit dennoch ihren spanischen Ursprung nicht zu verleugnen vermögen. [1])

---

[1]) Wenn z. B. die adeligen Spanier die „Granden von Spanien" (wie wir sie noch heute nennen) am Wiener Hofe die einflussreichsten Stellen und »Sinecuren« einnahmen, ohne dass es den Wienern gelang, solche zu erlangen, kehrte sich natürlich ihr ganzer Groll gegen diese fremdländischen Eindringlinge und noch heute lebt im Munde des Volkes der Ausdruck: „Auf den hab ich an Grand", oder: „Der gibt sich an Grand." Vielen politischen Misserfolgen (welche die Regierung den Spaniern zu danken hatte) ist es auch zuzuschreiben, dass die Wiener alle jene fremden Einführungen und Einrichtungen, welche die Regierung damals ins Leben rief, mit misstrauischen Blicken betrachteten. Wenn aber eine neue Einführung ihnen gar nicht zu Gesichte stehen wollte oder ihnen ganz unverständlich oder unerklärlich schien, so sagten sie: „Das sind mir spanische Dörfer" oder auch „Das ist mir spanisch", ein Ausdruck der noch heute, im Volksmunde lebt. Ebenso gibt es noch eine Menge spanischer »Wurzelworte«, die bereits das Wiener Bürgerrecht erlangt haben, ohne dass wir heute ihren Ursprung zu ahnen vermögen. Solche Worte sind z. B. „Strabanzer", ein

Wie gefährlich jedoch der spanische Einfluss für die weitere Politik Oesterreichs wurde, und von welchen verderblichen Folgen überhaupt dieser Einfluss im Laufe der Zeiten war, zeigte sich bereits deutlich, als Leopold I. den Thron seines am 2. April 1657 verstorbenen Vaters Ferdinand III. bestieg.

Leopold war erst 17 Jahre alt, körperlich schwächlich, von heftigen Nervenleiden gequält und geistig wenig aufgeklärt. Man konnte sich von ihm nicht viel erhoffen; denn die Zeit bedurfte gerade eines bedeutenden Monarchen, eines Mannes, der im Stande gewesen wäre, einem Fürsten, wie es Ludwig der XIV. war, die Spitze zu bieten, in dessen Familienpolitik es lag, das Haus der Habsburger von seiner Höhe zu stürzen, um desto freiere Hand in Deutschland und Spanien haben zu können. Aber Leopold war nicht zur Gegnerschaft geschaffen. In geistlichen Anschauungen erzogen, in Regierungsgeschäften gar nicht unterwiesen, eigentlich anfangs zum geistlichen Stande bestimmt, war er zum Herrschen gar nicht geeignet. Sein älterer Bruder Ferdinand hätte den Thron seiner Väter besteigen sollen, wurde aber drei Jahre vorher (1654) vom Tode ereilt. Die Regentschaft traf sonach den neuen Thronerben unvorbereitet und unvermuthet und es kam nun Alles darauf an, dass jetzt tüchtige und erprobte Räthe dem Rathlosen schützend und helfend zur Seite stünden!

Aber leider machte sich nun abermals der alte spanische Einfluss zum Nachtheile Oesterreichs geltend, und spanische Günstlinge waren es wieder, die den Kaiser überredeten, »Oesterreichs ganze Streitmacht an die spanische Grenze zu werfen«, angeblich um die Erblande vor der Raubgier Frankreichs zu schützen, in Wirklichkeit aber, um die eigenen (Spaniens) Grenzen zu sichern. Leopold befolgte den trügerischen Rath; denn er stand ja unter dem Einfluss des Jesuiten Pater Müller, der Portias, Auerspergs, Lobkowitz, Sziensendorf und der übrigen Häupter der allmächtigen spanischen Hofpartei. Aber bald mussten die Wiener den unverzeihlichen Irrthum schwer genug büssen; denn als der Sultan seine Heere gegen Oesterreich entfesselte und die türkischen Horden am 14. Juli 1683 über Raab bis Wien vordrangen, konnte ihnen nirgends ein kräftiger Widerstand entgegengestellt werden, und das Land war so vollständig vom Militär entleert, dass in der Stadt nicht genug Soldaten aufgetrieben werden konnten, um die Posten militärisch zu besetzen.

Aber auch in religiösen Dingen verdankte der Wiener Hof seine allzu pietistische Richtung dem spanischen Einflusse. Der spanische Franziskaner **Spinola** (später Bischof von Neustadt) war es, der dem Kaiser Leopold I. die nöthige Anregung gab und Leopold war ein gottesfürchtiger Regent, seine Frömmigkeit sprichwörtlich, er selbst hörte täglich drei Messen, und Spinola wurde nicht müde, seine religiöse Ueberzeugung dem Monarchen auf das Eindringlichste einzuprägen. Spinola ersah in der Pflege des katholischen Glaubens das einzige taugliche Rüstzeug, sich allen Einfluss auf das Volk zu wahren, und erkannte in den Jesuiten das würdigste Organ, diesen Einfluss zur Geltung zu bringen. Die Jesuiten wirkten nun wieder durch Missionen, Predigten, Processionen und Wallfahrten auf das Volk. In jeder Vorstadt gab es sogenannte **„Dreifaltigkeitssäulen"**, bei welchen öffentliche Andachten abgehalten wurden, die jedesmal mit einer Predigt endeten. Der **Laurentinische** und **Ambrosianische Lobgesang**, die **Litanaien** und das **Vierzigstündige Gebet** wurden wieder in allen Kirchen mit

---

arbeitsscheuer Herumstreicher von **„Strabanzos"**, oder **„verurassen"** vergeuden von **„urazzo"**, wobei die Silbe ver als Verneinungssilbe vorgesetzt wird, die einen Nebenbegriff der Vernichtung oder Zerstörung ausdrücken. Auch der den Wienern so theuere »Prater« verdankt seinen Ursprung dem Namen nach einem urspanischen Worte **„il Prado"** (die Wiese), wie noch heute der Park in Madrid genannt wird. Andere echt spanische Worte dieser Art sind: **„Spadi, Spadifankel, Pastoni, Pamperledtsch, Spampernaden"** etc., die alle als Localismen in der Volkssprache wohl noch heute vorkommen, aber der Schriftsprache bisher fremd geblieben sind.

sorgfältigster Genauigkeit eingeführt, kurz der ganze schlau angelegte grosse Apparat, um das Volk in die Botmässigkeit zu bekommen, in Bewegung gesetzt. [1])

Es gab verschiedene Gebete, die wieder nach ihren Zwecken in **Bitt-, Dank-, Lob-** und **Preis-Gebete** eingetheilt wurden, welche man dann öffentlich sang; zur Advent und Fastenzeit fanden bei der Dreifaltigkeitssäule am Graben fast täglich Nachmittags öffentliche Andachtsübungen mit einer Predigt statt, wobei der Graben nicht selten vollständig mit Menschen angefüllt war; auch Sonntag Nachmittags wurden in den Kirchen **Andachtsübungen** für die katholische Jugend aus dem Handwerkerstande abgehalten, welche die Jesuiten bereits im Jahre 1626 einführten und die, seit dem XVIII. Jahrhundert **„Christenlehre"** genannt, erst im Jahre 1848 bei uns ihr Abkommen fanden; ebenso wurden in den höheren Schulen Sonntags die sogenannten **„Exhortationen"** eingeführt, gelehrte theologische Disputationen über controverse Fragen, wobei die Schüler über den katholischen Glauben catechisirt wurden und man ihnen die Glaubensartikel und die Ceremonien erklärte. Aber förmlich überraschen muss es uns und wir erstaunen nicht wenig, wenn wir aus den Kirchenrelationen entnehmen, dass sich die Zahl der Wallfahrten unter Kaiser Leopold I. in Wien so sehr vermehrte, dass im Jahre 1702 in der Zeit von April bis November die Wallfahrten in Wien sich auf weit über sechzig beliefen. Oft ging eine Procession blos von einer Kirche zur andern oder von der Stadt in die Vorstadt, oder von einem Wallfahrtsorte zum andern. Nicht selten kreuzten sich sogar zwei Bittwallfahrten, die aus einem und demselben Orte kamen und eine jede derselben die entgegengesetzte Bitte vom Himmel eindringlichst erflehen wollte. Während sich nämlich z. B. die eine einen recht ausgiebigen Regen erbat, damit der Wein gedeihe, betete die andere um regenlose trockene Witterung, damit die Feldfrüchte durch Feuchtigkeit nicht Schaden litten!

Aber das ausgiebigste Mittel zur Verbreitung der Frömmigkeit waren doch die **110 Bruderschaften** in Wien. Es waren dies religiöse Vereine, welche die Frömmigkeit zunftmässig betrieben und offenbar am tauglichsten waren, durch ihre Zunftmitglieder den geistlichen Einfluss am raschesten in alle Kreise der Bevölkerung zu verpflanzen. Es gab **Bruderschaften** und sogenannte **Erzbruderschaften**, die sich unter den seltsamsten Namen und zu den verschiedensten, merkwürdigsten Zwecken organisirten. [2])

---

[1]) **„Das vierzigstündige Gebet"** wurde bereits vom Papste **Clemens** VII. in Rom im Jahre 1592 ins Leben gerufen und von den Jesuiten zuerst in ihrem Collegium in Wien im Jahre 1594 eingeführt und dann während des Krieges in allen Kirchen der Ordnung nach abgehalten.

[2]) So gab es z. B. bei den Dominikanern in der Stadt eine Erzbruderschaft **„des heiligen Rosenkranzes"**, welche für das »Rosenkranzbeten« besondere Uebungen abhielten und ihre religiösen Exercitien mit frommen Zwecken verbanden. — Die Erzbruderschaft **„der Todten"** auch **„Todtenbruderschaft"** genannt, befand sich in der Hofkirche bei den Augustinern in der Stadt. Dieselbe sorgte für anständige Leichenbestattung der Armen und verpflichtete sich auch, den Leichenbegängnissen der Missethäter (wenn sie in einer geweihten Erde begraben werden durften) in feierlicher Prozession mit Lichtern und Fackeln zu folgen. — Die Bruderschaft der **„Tonkünstler"** unter dem Schutze der heil. Cäcilia (der Schutzpatronin des Gesanges) hatte ihren Sitz in der St. Stefanskirche und sorgte für die Pflege einer guten Kirchenmusik. Ein ähnlicher musikalischer Kirchen-Verein befand sich bei den Michaelern unter dem Schutze des heiligen Nicolaus als Schutzpatron der Musiker. — Bei St. Florian in Matzleinsdorf (heute Margarethen) die Bruderschaft **„des heiligen Florian"**, dessen Fürbitten der fromme Glaube besondere Wirksamkeit zur Abwehr von Feuersbrünsten zuschreibt, daher derselbe als Schutzpatron gegen Feuersgefahr in Nieder-Oesterreich verehrt wird. — Die Bruderschaft **„der heiligen drei Könige"**, welche für die feierliche Begehung des heiligen Dreikönigfestes und der damit verbundenen Ceremonien besondere Sorgfalt trug; denn das **„Dreikönig-Spiel"** war in Wien sehr beliebt und wurde von herumziehenden Handwerksburschen an den vorgeschriebenen Tagen in allen Häusern Wiens oft unter allzu grossem Lärmen und tumultuarischem Schreien und Glockengeläute (mit Handglocken) zum Aergerniss aller Hausparteien in Scene gesetzt. Der Verein überwachte das sogenannte **„Adam- und Eva-Spiel"**, welches so wie heute das **„Krippenspiel"** bei den Wienern sehr beliebt war. Da man sich aber dabei gar mancherlei Freiheiten erlaubte, wurde dasselbe unter Carl VI. mit Verordnung vom 19. December 1719 auf die drei letzten Faschingstage beschränkt und das Verbot durch die Geistlichkeit Jedermann kundgemacht, wie folgt: **„Es habe die Erfahrung die ärgerliche Aufführung**

Auch noch bis in die Zeiten Carl VI. erstreckte sich der spanische Einfluss auf die Wiener Hofkreise. Mit grösster Aufmerksamkeit behandelte z. B. Carl VI., der vor seinem

verschiedener dienstloser Burschen ergeben, die bei herannahender Weihnachtszeit das sogenannte „Adam- und Eva-Spiel" vorstellen, dabei aber ein ungestümes Blasen und Leiern, ein ungebührliches Springen und Tanzen vorbringen, so wie alle Plätze und Gässen bis spät am Abend abgehen, und die Inwohner dadurch beunruhigen; da nun auf solche Weise vielen frommen Christen ein großes Aergerniß gegeben und deshalb auch von der Geistlichkeit nachdrückliche Beschwerden eingelegt wurden, so solle zu derlei Exzesse ernstlicher Abstellung geschritten, und besagtes „Adam- und Eva-Spiel" nur durch die drei letzten Faschingstage, jedoch in aller Ehrbarkeit gespielt zu werden gestattet sein." Maria Theresia aber hob dieses Spiel als unsittlich gänzlich auf. — Am Peter die Bruderschaft der „Allerheiligsten Dreifaltigkeit", die sich einer grossen Verbreitung erfreute und zumeist auf offener Strasse an den Dreifaltigkeits-Säulen ihre Andacht verrichtete. — Die Bruderschaft „der jungen Gelehrten", welche ehemals in der Kirche der Jesuiten am Hofe ihre Zasammenkünfte hatte, hernach in die Augustinerkirche kam. — In der Schottenkirche die Bruderschaft: „um ein glückliches Ende in der Todesstunde", unter dem Schutze unserer lieben Frau, in welcher besonders die auf die Sterbesacramente abzielenden Gebete verrichtet wurden, und man für die Verabfolgung der »letzten Wegzehrung« selbst bei Armen und solchen, welche keinen Familienschutz hatten, bedacht war. — Bei den Augustinern auf der Landstrasse in der St. Rochuskirche die Bruderschaft „des heil. Rochus" als Schutzpatron für Pestkranke zur Abwehr aller Seuchen und ansteckender Krankheiten. — In derselben Kirche die Erzbruderschaft von „Maria Trost mit dem schwarzledernen Gürtel", ein sehr beliebter religiöser Verein, in welchem »schöne Marienlieder« gesungen und erhebende »Mariengebete« abgehalten wurden, in denen die gläubige Menge besonderen Trost gefunden haben soll. — Aber es gab auch Bruderschaften für beiderlei Geschlechter, wie z. B. die Bruderschaft „des heiligen Franz" in der Capuzinerkirche, der „Maria Treu" in der Josefstadt bei den Piaristen, von der noch heute die anstossende Gasse den Namen „Maria Treugasse" hat; bei den Serviten in der Rossau „zu den sieben Schmerzen Maria"; in Lichtenthal und bei den Chorfrauen zu St. Lorenz am alten Fleischmarkt (jetzt Ministerialgebäude des obersten Rechnungshofes) „zu den vierzehn Nothhelfern"; in der Leopoldstädter Pfarrkirche „zu den fünf Wunden Christi"; bei den Ursulinerinnen in der Stadt und bei den Salesianerinnen am Rennweg „zum Herzen Jesu"; im Stadt-Convict am Universitätsplatz die Bruderschaft „zur heiligen Barbara", welche aber nach Aufhebung der Jesuiten nach St. Anna übersetzt wurde.

Alle diese Bruderschaften waren wohlorganisirte religiössociale Vereine, hatten ihre eigenen Patrone, zumeist aus den hohen Adelsgeschlechtern, ihre eigenen Vorbeter und sogenannte Bruderschafts-Ansager, die in die Häuser zu den Vereinsmitgliedern gingen, um Versammlungen oder sonstige auf den Verein bezügliche Geschäfte zu verlautbaren; sie hatten auch eigene Cassen, Bruderschaftsgelder und Hilfscassen, aus denen Arme und Hilflose innerhalb ihres Sprengels allwöchentlich unterstützt wurden. Im Allgemeinen nahmen diese Vereine thätigen Antheil an allen öffentlichen Bittgängen, Prozessionen, Wallfahrten und Andachten ihres Bezirkes, leisteten auch mitunter wahrhaft erspriessliche Dienste, wie z. B. die beiden Bruderschaften der Musiker zur Hebung und Pflege einer guten Kirchenmusik, was besonders am Lande ein tiefgefühltes Bedürfniss war; so auch die Vereine für Christenlehre, welche Vieles zur Hebung des Elementar-Unterrichtes im Handwerkerstande thaten. — Doch kann nicht geleugnet werden, dass sich auch viele Missbräuche, Unterschleife und ärgerliche Uebelstände aller Art unter dem Deckmantel der Frömmigkeit einschlichen, die mehr verdarben, als sie gut zu machen im Stande waren, wie dies bei allen grossen Körperschaften wohl nicht zu vermeiden ist. — Die pietistische Richtung, welche oft in den unteren wenig aufgeklärten Schichten allzu sehr überhand nahm, verleitete viele Schwachköpfe zum Aberglauben. Man verwechselte den Gedanken mit den Dingen und legte leblosen Gegenständen oft den Werth von Heiligthümern bei; man verehrte einzelne Bilder, Statuen, Gebeine, Kreuzpartikel und Reliquien, denen man den Werth besonderer Heiligkeit und Wunderthätigkeit beilegte. Kaiser Josef I. hob zum allgemeinen Schrecken und Entsetzen der Betreffenden im Jahre 1783 sämmtliche Bruderschaften auf und stiftete an ihrer statt nur einen einzigen Verein, u. zw. den Verein „wahrer Nächstenliebe", oder wie die Geistlichen ihn mit ihrem officiellen Titel nannten: „Das Institut der thätigen Liebe des Nächsten unter dem Schutze Jesu Christi unseres Erlösers und Seligmachers." Die Durchführung des Geschäftes übertrug der Kaiser dem äusserst menschenfreundlich gesinnten Grafen Buquoi, der nach dem Muster ähnlicher schon bestehender Vereine in Böhmen und Mähren und nach dem Beispiele des Landgrafen Joachim Egon von Fürstenberg (der ebenfalls einen solchen Verein auf seiner Herrschaft Weitra in Niederösterreich mit Erfolg bereits ins Leben rief) alle nöthigen Massregeln ergriff, um auch diesem Institut zu einer baldigsten Verwirklichung zu verhelfen und dasselben für die Armen möglichst nutzbringend zu gestalten. Er liess vorerst von allen Kanzeln die Nothwendigkeit einer Unterstützung der Armen predigen und das Volk zum Beisteuern auffordern, zugleich auch den Magistrat ersuchen, alle Hausherren, Sequester und Administratoren aufmerksam zu machen, sie möchten die Namen der Armen und ihrer Kinder genauestens angeben, um hiernach die nöthigen Unterstützungen treffen zu können. Am 10. August 1783 erschien zum ersten Male eine gedruckte Verordnung, eine Art Programm, in welchem die Tendenz dieses Vereines öffentlich bekannt gemacht war. Das Institut wurde von Seite des gebildeten Publicums mit wahrhaftem Enthusiasmus aufgenommen. Der Erfolg war ein so durchschlagender, dass schon am 6. October 1783 in allen Pfarrkirchen die erste Vertheilung der Almosen an die Armen vorgenommen werden konnte.

Regierungsantritte 8 Jahre in Spanien geweilt, die aus Spanien mitgebrachten Mitglieder seines Hofstaates, daher auch zu keiner Zeit so viel Spanier in Wien lebten als unter Carls Regierung. Diese Vorliebe aber war ebenfalls wie vor Zeiten bei seinem Vater Leopold von den grössten politischen Folgen; denn allgemein galt die Meinung, dass der allmächtige Günstling des Kaisers, **Graf Althan**, seinen nicht immer nützlichen Einfluss nur seiner Gemahlin, der reizenden Spanierin **Gräfin Maria Pianatelli**, verdanke, mit welcher Carl VI. seit seinem Regierungsantritte in engster Freundschaft

Fig. 135. Das Fernolendt'sche Haus Nr. 287 (neu 74).

stand. Althan galt als Haupt der spanischen Partei, deren Macht hauptsächlich darin bestand, fortwährende Zwistigkeiten zwischen den Ministern zu stiften und endlich selbst Zerwürfnisse zwischen Carl und Eugen herbeizuführen.

Aber mit dem Tode Carl VI. war es plötzlich um den Einfluss Spaniens geschehen. Das spanische lästige Ceremoniell schwand wie mit einem Zauberschlage! Es wehten jetzt

andere Gedanken wie warme Frühlingslüfte aus Frankreich herüber, deren man sich nicht erwehren konnte; man athmete wieder frei auf, wie nach einem tiefen Traume. An die Stelle der schwerfälligen »Grandezza« traten leichtere Umgangsformen. Mit den Toissorfesten, Galatagen, gewöhnlichen Andachten und Solemnitäten war's vorbei und Kniebeugung und Handkuss hörten auf; statt des schweren goldgestickten Galagewandes gefiel man sich jetzt in einfacher Kleidung, in der deutsch-französischen Tracht! Der Einfluss des »Franzosenthums« war es, der jetzt auf dem Gebiete der Etiquette auch in Oesterreich den Glanz des Hofes veränderte und seinem Ceremoniell einen andern Charakter verlieh, damit aber auch auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft grosse Veränderungen bewirkte.

Doch kehren wir zu unserem Gegenstand zurück. Das Haus des Marquis Raverra, an dessen Stamm sich so zahlreiche spanische Reminiszenzen knüpften, wurde im Jahre 1804 in seine heutige Gestalt umgebaut und kam in den Besitz des Franz Fernolendt. Ein Bild sub ***Figur 135*** zeigt uns das Gebäude in seiner modernen Umstaltung. [1])

Auch an den Namen Franz Fernolendt knüpfen sich interessante Bemerkungen, wenngleich anderer Natur, als es jene waren, die seinen Vorgänger betrafen.

Franz Fernolendt ging nämlich aus kleinen Verhältnissen hervor, wusste sich aber durch Erzeugung eines wiewohl unansehnlichen Handelsartikels aus eigener Kraft zu einer nicht unbedeutenden Höhe emporzuschwingen. [2])

Das ehemalige Landhaus des Erzherzog Carl. Nr. 276 (neu 96).

Ursprünglich bestand dieses Haus aus drei kleinen Häuschen, die rückwärts eine Grundfläche von beiläufig 8 Joch Ackerfeld hatten. Als im Jahre 1785 Fürst Nicolai Esterházy diese Realität an sich kaufte, liess er die drei Häuschen (welche die Nr. 142, 143 und 144 führten) niederreissen und an deren Stelle ein stattliches »Sommerpalais« erbauen und das Ackerfeld in einen prächtigen Garten umwandeln. Auf dem Dachgesimse der dem Garten zugekehrten Façade prangte eine schöne Steingruppe: Saturnus auf einem Felsen sitzend von drei

---

[1]) Das Bild ist nach der Natur gezeichnet, und zeigt das Fernolendt'sche Haus in seiner ganzen Frontlänge aus der Gegenwart. Das Gebäude bestand ehemals aus zwei kleinen schmalen Häusern und wurde noch unter der alten Conscriptionsnummer 244 in Eines zusammen gebaut. Noch zu Ende der Dreissigerjahre war es im Besitze des Franz Fernolendt, der das Haus unmittelbar von der Familie des Domenico Marquis Catano della Raverra im Wege des Kaufes übernahm. Eine Zeitlang war es auf den Namen Fernolendt und Fischer grundbücherlich eingetragen und kam zuletzt in den Alleinbesitz des jetzigen Eigenthümers Stefan Fernolendt.

[2]) Franz Fernolendt verlegte sich schon zu Anfang der Dreissigerjahre auf die Erzeugung einer von ihm selbst erfundenen sogenannten Glanzwichse, die ihrer vorzüglichen Eigenschaften wegen in Wien sich alsbald grosser Beliebtheit erfreute. -- Franz Fernolendt, ein geborener Siebenbürger aus Kronstadt, kam im Jahre 1831 nach Wien, um als geprüfter Pharmaceut die Apotheker-Laufbahn zu beginnen. Zufällig sollte ein von ihm im Jahre 1832 erfundenes Recept zur Erzeugung einer neuen Glanzwichse die Veranlassung sein, seine bereits begonnene Carrière wieder zu verlassen. Die neue Mischung erwies sich so vortrefflich, und schon die ersten Proben fielen so zufriedenstellend aus, dass er den Entschluss fasste, von nun an ausschliesslich sich diesem Artikel zu widmen. Mit Liebe und Eifer ging er an die Arbeit, und brachte es auch wirklich im Jahre 1835 dahin, eine Fabrik zu gründen. Schon nach 10jährigem Betrieb erstreckte sich der Absatz nicht blos über Oesterreich und Deutschland, sondern auch über die Moldau und Wallachei und bald auch über Russland. Um den immer steigenden Nachfragen zu genügen, musste ein eigenes Fabrikshaus in der Erdbergerstrasse Nr. 34 adaptirt und schon zu Anfang der Fünfzigerjahre die Fabrik mit Maschinenbetrieb eingerichtet werden. Am 4 November 1865 starb Franz Fernolendt, sein Neffe Stefan trat in dessen Besitz und führte mit fester Hand und auch mit gleich glücklichem Erfolge das Geschäft weiter fort. Derselbe hat die Fabrik nicht blos erweitert, sondern auch für einen tüchtigen Nachwuchs gesorgt, indem er seinen Söhnen die Leitung derselben überliess. Am 8. April 1885 wurde von den Familiengliedern das fünfzigjährige Bestehen dieses alten Fabrikshauses in erhebender Weise gefeiert.

Genien umgeben, und unterhalb las man die sinnige Aufschrift: *„Tempore progredimur“* mit der Jahreszahl MDCCLXXXV. Als aber der Fürst im Jahre 1810 für längere Zeit in's Ausland verreiste, bewarb sich Erzherzog Carl um diese Realität; er wollte nämlich für immer dem Kriegsdienste entsagen, und hier in stiller Zurückgezogenheit ferne von dem Getöse der Grossstadt, ungekannt und ungenannt als stiller Privatmann nur sich und seinen Studien leben. Er kaufte daher diese Realität um den Betrag von 140.000 fl. Wiener Währung an. Der Kaufcontract wurde bereits am 30. Jänner 1810 gefertigt und schon einen Monat darauf übersiedelte der Erzherzog in das neue Heim. Seine erste Sorge war hier dem Garten gewidmet; er liess vom Hofarchitecten Aman ein prächtiges Gewächshaus bauen und eine Grotte aus petrificirtem Schilfrohr (in Ungarns Morästen gesammelt) zierlich zusammensetzen. Aber ganz besonders lag ihm die Züchtung schöner und seltener Rosen am Herzen. Mehr als 100 Sorten liess er mit grossem Aufwande in England und den Niederlanden ankaufen und die Wiener Gartenfreunde konnten sich an den herrlichen Exemplaren nicht genug sattsehen.[1])

Wie es übrigens kam, dass der Erzherzog just damals als Generalissimus der Armee in Mitte seiner Operationen, gleichsam während des Schlachtgetümmels, vom Schauplatze seiner Thätigkeit so plötzlich zurücktrat, wie es kam, dass er ungeachtet seines glänzenden über Napoleon noch vor sechs Wochen in Aspern erfochtenen Sieges dennoch die ruhmvolle Laufbahn mit jener eines stillen Privaten zu vertauschen sich entschloss, wie es kam, dass er schon am 31. Juli 1809, also 25 Tage nach der Schlacht von Wagram (6. Juli) zu Littau bei Olmütz sein Commando niederlegte und in einem rührenden Schreiben (Armeebefehl de dato Littau den 31. Juli 1809) von seinem Heere Abschied nahm, dies alles möge in Kürze in nachstehender Darstellung seine volle Erklärung finden.

Erzherzog Carls Antheil an den kriegerischen Vorgängen gegen Napoleon in der Zeit von 1796 bis 1809.

Erzherzog Carl am 5. September 1771 in Florenz geboren, war der dritte Sohn des Herzogs von Toscana, nachherigen Kaiser Leopold II. Bis zu seinem zweiundzwanzigsten Jahre blieb Carl unter seinen 15 Geschwistern wenig beachtet. Er war still, weichherzig, bescheiden, fast schüchtern und von schwächlicher Gesundheit, vom dritten Jahre an häufig argen Nervenanfällen ausgesetzt, die sich sogar in Convulsionen äusserten. Erst in Brüssel am Hofe seiner Tante Christine, die ihn wie eine Mutter liebte und die ihn auch adoptirte und zum Erben ihres ungeheuren Vermögens einsetzte, entwickelte sich sein militärisches Talent. Er vertiefte sich in das Studium der Strategie, Taktik und anderer Kriegswissenschaften. Seine militärische Begabung trat aber erst im Jahre 1793 unzweifelhaft zum Vorschein, als er sich (22 Jahre alt) an dem Kriege gegen Frankreich betheiligte. Gleich anfangs fesselte er den Sieg an seine Fahne und pflückte bei Aldenhoven und Neerwinden die ersten Lorbeeren und verdiente sich durch muthiges und entschlossenes Handeln den Theresien-Orden.

---

[1]) Der Garten galt den Wienern damals als eine botanische Berühmtheit, er war einer der grössten, 100 Klafter lang und 60 Klafter breit. Der ganze Grundcomplex umfasste 1485 Quadratklafter; heute ist er um mehr als die Hälfte verbaut. — Als der Erzherzog im Jahre 1815 sich mit der Prinzessin Weilburg-Nassau verheiratete und ihr zur Erinnerung das Schloss Weilburg in Baden erbauen liess, wurden auch alle jene berühmten Rosensorten dorthin übertragen und das Haus sammt Garten dem Grosshändler Heinrich Samuel von Kaan verkauft, der später diese Realität an den Fürsten Arenberg weiter veräusserte. Gegenwärtig ist Frau Sophie Fürstin von Arenberg (eine geborene Fürstin von Auersperg) die Besitzerin.

Aber vollends überraschte er die Welt im Jahre 1796 als Obercommandant der Armee durch seinen Sieg über Moreau! Es gelang ihm, die Franzosen vollständig bis an den Rhein zurückzudrängen. Als aber der noch blutjunge Napoleon mit seinen Franzosen bis Leoben vordrang und Oesterreich im Frieden zu Campo Formio mit dem Verluste Belgiens seine Niederlage besiegelte, die leitenden Staatsmänner den Kaiser dennoch zur Fortsetzung des Krieges gegen Napoleon drängten, ja noch mehr, unmittelbar vor dem Ausbruche des Krieges eine vollkommene Umgestaltung der Armee durchführen wollten, da trat Erzherzog Carl gegen alle diese Irrthümer energisch auf und fühlte sich verpflichtet, seinem kaiserlichen Bruder als nächster Blutsverwandter und Staatsdiener die Augen zu öffnen und die volle und ungeschminkte Wahrheit zu sagen. Er griff zuerst diese »Reformatoren« an, indem er in einer Denkschrift ihnen vorwarf: „daß sie nur sich selbst und ihren Freunden ein einträgliches Avancement sichern wollen." Da er ferner in allen seinen militärischen Bewegungen, während des jüngsten Feldzuges, auch durch mangelhafte Verpflegung gehemmt war, so klagte er die Intendanz an und schrieb an den Kaiser: „daß er durch sie nicht im Stande sei, Operationen vorzunehmen, ohne Magazine im Rücken, ohne den Nachschub gesichert zu haben; er könne nicht für Operationen haften, wo militärische Grundsätze und die Regeln der Taktik den Rücksichten auf Verpflegung nachstehen müssen."

Er reiste überall im Lande umher, prüfend, beobachtend, die Mängel und Schäden erkennend und berichtete sodann in vertraulichen Mittheilungen an den Kaiser: Ueberall mehren sich unsere Gefahren, wir stehen dabei isolirt in Europa, ohne Allianz, ohne Zutrauen von irgend einer großen Macht und bei dem besten Willen des Volkes ohne alles Ansehen. — So verbreitet sich immer mehr, an den Höfen sowohl als in dem auswärtigen Publico, eine nachtheilige Opinion von unserem Verfalle, die schlechterdings nicht anders als der Unthätigkeit und der fehlerhaften Leistung zuzuschreiben ist." — „. . . Man gewöhnt sich, Oesterreich als eine Macht von niederem Range zu betrachten, deren Freundschaft zu nichts nütze, oder die man ungestraft beleidigen könne," und über den Mangel an Ansehen im Auslande klagt er: „es sei eine Folge der Unthätigkeit, Sorglosigkeit und Insufficienz der Staatsmänner, die Oesterreich im Auslande vertreten." Er erhebt seine warnende Stimme auch gegen die Allianz mit Russland und behauptet: „Rußland beabsichtigte Oesterreich nur deshalb in einen Krieg zu verwickeln, um im Orient freie Hand zu haben und die Türkei zu verschlingen; sowie auch Preußen nur darauf denke, seine Herrschaft in Deutschland immer mehr auszubreiten."

Ludwig Cobenzl, der spätere Nachfolger Thuguts, hoffte dagegen alles auf den Beistand Russlands, auf die inneren Zerwürfnisse Frankreichs und vor Allem auf die unheilbare Eifersucht der napoleonischen Generäle.

Mit Beginn des Jahres 1801 sehen wir den Erzherzog wieder als Hofkriegsrath-Präsident (Kriegsminister) die Geschäfte des Heerwesens leiten. In dieser Stellung ist er wieder der nächste Rathgeber des Kaisers. Aber seine Rathschläge werden nicht befolgt, seine Stimme wird nicht gehört. Mit rastloser Thätigkeit arbeitet er an der Organisation des Heerwesens. „Ein starkes eigenes Heer", sagt er, „ist mir lieber als eine starke Bundesarmee." Er warnt vor dem vorzeitigen Losschlagen, er weiss am besten, dass die Armee noch nicht hinreichend gerüstet sei und schliesst alle seine Briefe mit dem Refrain: „Der Krieg wird sicher ein unglückliches Ende nehmen." Von der Organisirung des Heeres kommt er stets auf die Organisirung des Staates zu sprechen, weil sie beide Hand in Hand gehen. Er ist mit der principienlosen Leitung und dem schleppenden Gange der Geschäfte in den einzelnen Ministerien nicht zufrieden. Mit klarem Blicke und hellem Verstande erkennt er überall Mängel. Gegen die Vielschreiberei zieht er zu Felde, ein Fehler, dem auch zum Theil Kaiser Franz verfallen war, der bekanntlich sich seinen eigenen Hofrath nannte.

Er dringt auf Vereinfachung der Geschäfte, um dem Kaiser eine Uebersicht zu gestatten und (wie er sich ausdrückt) die unendliche Summe von Geschäften und Ideenmassen mit einem Blicke zu umfassen. Er klagt in seinen Briefen über die Verworrenheit der Begriffe der Regierung, über den gemüthlichen Schlendrian, der die Signatur aller Ministerien sei; über den Mangel an Aufklärung im Volke und über die Universitäten lässt er sich in einem ausführlichen Schreiben gegenüber dem Kaiser folgenderweise vernehmen:

„Die Unwissenheit und Bildungslosigkeit des Volkes fällt am meisten auf und Oesterreich vielleicht in Europa, ganz gewiß aber in Deutschland ist das unwissendste Land. Die Unterrichtsanstalten sind im Verfall, im ganzen Umfange der Monarchie nicht eine einzige Universität, welche nur einiges Ansehen hätte. Es könnte auch gar nicht anders sein, nachdem Männer zu Ministern ernannt werden, um die Monarchie en niveau mit den Fortschritten anderer Staaten zu bringen, welche sich öffentlich rühmen, in dreißig Jahren weder ein Buch noch eine Zeitung gelesen zu haben."

Dem allmächtigen Einflusse eines sogenannten Cabinetsministers arbeitete er mit allen Kräften entgegen. Er sagte: „Der Cabinetsminister beherrscht alle anderen Minister und hält sie vom Monarchen ferne!"

Damals war Graf Colloredo, der ehemalige Erzieher des Kaisers, ein unbedeutender Mensch, ohne Willen und Thatkraft, mit diesem Amte betraut. Ebenso unbedeutend waren auch Trauttmannsdorff, der altersschwache Kolowrat — damals Minister des Innern — und Ludwig Cobenzl, der Nachfolger Thuguts, von dem er sagte: „daß er Leichtsinn und Oberflächlichkeit mit Witz verbinde".

Mit bewunderungswürdigem Freimuth fordert er den Kaiser auf, andere, tüchtigere Männer an die Spitze der leitenden Geschäfte zu stellen. Er sagt unter Anderm: „Der Kaiser solle Männer wählen, die nebst Kopf und Festigkeit des Charakters ein tiefes Gefühl von der Ehre und Würde der Monarchie im Herzen tragen und ihre Zeit einzig dem allerhöchsten Dienste widmen. Es mangle an tauglichen Männern. Jene, welche die Gewalt in Händen haben, wie Kolowrat — der Minister des Innern — seien altersschwach und gebrechlich, oder scheuten sich, den Kaiser von der wahren Lage der Thatsachen zu unterrichten".

So liess es denn (wie wir sehen) der Erzherzog an Mahnungen und Warnungen nicht fehlen, desto mehr aber verfolgte ihn der Hass und die Missgunst Jener, die er bekrittelte. Es bildete sich eine Hofpartei, die förmlich Stellung gegen Carl nahm und den Kaiser für sich zu gewinnen suchte. Es waren dies meistens reich begüterte, am Alten hängende Cavaliere, die stets altfranzösischen Vorbildern in Sitte und Gewohnheit sich zuneigten, die, ohne politische Grundsätze, ohne bestimmte Färbung, nur einen stabilen Zustand herbeiwünschten, gleichviel um welchen Preis. Zu dieser Partei gehörte vor Allen die Gegnerschaft Christinens, nämlich die Anhänger der Königin Caroline von Neapel, die durch ihre Tochter, die Gemahlin des Kaisers, auf Franz wirkte, dann die Anhänger Thugut's und Mack's, welch' letzterer die Pläne Carls stets zu verwerfen, seinen eigenen Schlachtenplänen aber die Genehmigung des Kaisers zu erwirken wusste. Ungeachtet Mack's militärische Operationen immer von Misserfolgen begleitet waren, ungeachtet Napoleon selbst ihn einen Charlatan nannte und man ihn als einen Vielredner und Phantasten kannte, wusste ihn die Hofpartei dennoch hochzuhalten und pries ihn als militärischen Demosthenes; im Frühjahre 1805 wurde ihm sogar die Ausarbeitung eines Feldzugsplanes gegen Napoleon anvertraut und er selbst zum General-Quartiermeister der Armee ernannt, was heute einem Generalstabs-Chef entspricht.

Die Hofpartei drängte zum Kriege und wusste den Kaiser dafür zu stimmen, nur Carl allein rieth davon entschieden ab. Noch im letzten Augenblick schrieb er an den Kaiser: „Die Monarchie ist verloren, falls sie es wage, den Kampf mit Napoleon aufzunehmen!"

Ziffermässig bewies Carl die Ueberlegenheit Frankreichs; selbst Napoleon wollte jetzt den Frieden, da er ernstlich die Expedition gegen England im Plane hatte; aber eben diese Friedensliebe Napoleons schien den österreichischen Diplomaten ein Zeichen seiner Schwäche und bestärkte sie in ihrer kriegerischen Unternehmungslust nur noch mehr.

Noch zu Anfang Mai 1805 kämpft Carl beharrlich für den Frieden, doch vergebens. Es werden ihm Mack's Pläne vorgelegt. Carl unterzieht sie, sowie den Operationsplan, einer schonungslosen scharfen Kritik und verwirft sie auf das Entschiedenste. In Laxenburg, wohin, um Aufsehen zu vermeiden, sich Carl, Johann, Latour, Schwarzenberg und Mack im bürgerlichen Anzuge begeben, wird eine Sitzung abgehalten und der Gegenstand noch einmal überprüft. Noch einmal kämpfen Carl und Mack am grünen Tische vor den Augen des Kaisers und noch einmal erhebt Carl seine warnende Stimme für den Frieden, noch einmal werden die Gründe »für« und »wider« erwogen. Mack bekömmt Recht und Carl Unrecht! Die Kriegspartei hat somit gesiegt und das Unglück nimmt ungehindert seinen Lauf.

Schon nach wenigen Tagen treten die Misserfolge zu Tage. Die Armee Macks erweist sich meist nur am Papier, seine Bewegungen haben keinen Zusammenhang, er beruft Truppen aus Italien, die er wieder dorthin zurücksendet. Er wird mit seinen Truppen an die Iller gedrückt und nun kömmt Napoleon herbei; ein prüfender Blick auf die Stellung des Gegners und er triumphirt und ruft freudig: »Wenn ich das Glück habe, dass die österreichische Armee noch drei oder vier Tage an der Iller verschläft, werde ich sie umgangen haben und ich hoffe, dass mir nur Trümmer entschlüpfen werden.«

Bei Ulm wird Mack von Napoleon eingeschlossen; die Meisten halten den Durchbruch für möglich, dennoch capitulirt er mit einem unbesiegten Heere von 23.000 Mann und 13 Generälen. Carl schreibt aus Italien wüthend: „**Man sollte ihn zum mindesten in ein Irrenhaus sperren, seine Bestrafung würde aber die wünschenswerthe Folge haben, das Ehrgefühl und den militärischen Geist der Armee von neuem zu heben.**“

Immer näher dringen jetzt die französischen Adler gegen das Centrum Oesterreichs vor. Der Weg nach Wien steht offen, Carl räth dringend, Wien zu befestigen, doch wird seine Mahnung weder von Mack, noch von Cobenzl und Collenbach gehört, und Carl schreibt in seinem Unmuthe an den Oheim Herzog Albert die barschen Worte: »Alles ist verloren, wenn der Kaiser nicht Mack, Cobenzl und Collenbach aufhenken lässt.« Und weiter: »Es bedarf mehr als der Resignation eines Trappisten, um hier zu dienen. Der Armee fehlt es an Geld, Brod, Pferden, Verpflegung und Menschen.«

Schon am 13. November 1805 zieht Murat in Wien ein und bezieht das Palais Albert; bald darauf Napoleon, der in Schönbrunn residirt, und General Hullin im Palais Lobkowitz.

Die Lage der Wiener Bevölkerung ist eine nahezu verzweifelte, bei der ohnehin drückenden Geldnoth fehlt es noch an Scheidemünze, und das Papiergeld hat keinen Werth; dennoch muss die Wiener Bürgerschaft täglich 50.000 Mann mit Brod, Wein, Mehl, Fleisch etc. verpflegen und noch eine Contribution zahlen, und zwar Wien 14 Millionen und Niederösterreich 32 Millionen. Die Unfähigkeit einzelner leitender Personen tritt immer deutlicher zum Vorschein, viele Beamte suchen das Weite und die Aristokraten fliehen aus der Stadt. Collenbach und Cobenzl werden jetzt von der Bevölkerung mit den bittersten Vorwürfen überhäuft. Immer ernster drängt die Situation zu einer Hauptschlacht. Die Entscheidung soll diesmal auf den Ebenen Mährens stattfinden, wo Oesterreichs und Russlands Heere vereinigt stehen. Schon am 26. November ist Napoleon in Brünn, täuscht seine Gegner, stellt sich schwach, als ob er einer Schlacht auswiche, reizt so die Alliirten zum Angriff und jubelt hell auf, als er seine List gelungen sieht. Carl eilt mit 80.000 Mann in Doppelmärschen herbei, um den

Kampf auf das Kräftigste zu unterstützen, aber der russische Kaiser Alexander erglüht vor Begierde nach einer Entscheidungsschlacht und wartet die Ankunft Carls nicht ab, sondern will den Siegesruhm für sich allein in Anspruch nehmen. Erzherzog Josef berichtet darüber an Carl Folgendes: „Kaiser Franz lag krank im Bette, fiebernd, im Schlosse von Austerlitz, als er um halb 10 Uhr Morgens des 2. December 1805 Kanonendonner hörte. Das war die Zeit, da das Centrum der Russen, von panischem Schrecken ergriffen, floh. Um 1 Uhr Mittags war bereits die Niederlage entschieden. Die Wintersonne von Austerlitz beschien den glänzendsten Sieg Napoleons. Die Flügel der vereinigten Armee waren noch am Abend in guter Ordnung. Allein in der Nacht flohen die Russen, von Angst gefoltert, große Verwirrung anrichtend. Einige Abtheilungen plünderten auf dem Rückzuge die Bagage ihres Czars, Alexander und seine Generale mußten sich mit den Waffen in der Hand vor ihnen wehren. Maßlos war die Angst der Russen, ihr Drängen zur Waffenruhe. Von Johann Liechtenstein ließ sich Franz bereden, Napoleon in seinem Lager aufzusuchen und ihm einen Waffenstillstand anzubieten. Die harte und schlaue Bedingung war der Rückzug der Russen. Als Franz darein gewilligt hatte, war er der Willkür des Siegers preisgegeben".

Carl war eben am Marsche bei Körmend, als ihn hier die erschütternde Nachricht von der verlorenen »Dreikaiserschlacht« und bald darauf auch vom Waffenstillstande traf, zugleich auch der Auftrag, die Demarcations-Linie für die Armee zu ziehen. Oesterreich verlor viele Provinzen, seinen ganzen Einfluss auf Italien und Deutschland; es war jetzt völlig vom Meere abgedrängt, sein stärkstes Bollwerk »Tirol«, in Feindeshand, es hatte nur mehr offene Grenzen und zu dem kam noch, dass Preussen, auf dessen Hilfe man am meisten gebaut, sich soeben in Schönbrunn von Napoleon durch Haugwitz »Hannover« schenken liess und dafür Frankreich Freundschaft gelobte. Tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich jetzt der Wiener, als sie Nachricht von diesen grossen Verlusten erhielten. Noch waren die Urheber des Unheils im Amt und Würde und Gentz schrieb an Carl wüthend: „Die Zichy, Cobenzl, Ugarte, Collenbach, Lamberti behalten zu müssen, keine Genugthuung, keine Rache nicht Einer der . . . . . gehenkt oder geviertheilt, das ist unmöglich zu verdauen."

In dieser trostlosen Lage kam Carl am 20. December 1805 in Holitz am Hoflager mit dem Kaiser zusammen.

Er schrieb hierüber seinem Oheim Albert: „Ich fand hier einen wahren babylonischen Thurm. Alle Welt gibt Rathschläge, befiehlt, verfügt, ordnet an — und Alle thun und machen nichts als Dummheiten."

Der Kaiser forderte Carl auf, Rath zu ertheilen und Vorschläge zu machen. Carl verfasste nun ein »Memoire«, worin er die Lage der Monarchie genau schildert, er verlangt zuerst: „Entfernung jener Männer, welche dem Staate tödtliche Wunden versetzt haben. Das Gehässige der Drangsale sei auf die Schultern Jener zu wälzen, die ohnehin den Fluch der Monarchie auf sich geladen haben. Die Entfernung des Grafen Cobenzl, Lamberti, Collenbach, Stahl muß das stillschweigende Manifest sein, mit welchem du die gefährlichen Einstreuungen deiner öffentlichen und heimlichen Feinde widerlegst; sie muß die Gewährleistung meiner Unterhandlungen mit Bonaparte sein; sie muß die Sicherheit sein, mit welcher du zum Heile deines Volkes deinen Einzug in die Residenz verherrlichest."

Zum Glücke erkannte der Kaiser die trostlose Lage der Monarchie und leistete den gutgemeinten Rathschlägen seines Bruders Carl diesmal Folge.

Am 12. Jänner 1806 verliessen die letzten französischen Truppen die Hauptstadt und am 16. Jänner feierte der Kaiser und die Kaiserin ihre Rückkehr in die Residenz durch einen festlichen Einzug, nachdem Franz seinen lieben Wienern, ein prächtiges Weihnachtsgeschenk voraus geschickt hatte, nämlich den Befehl zu einem vollständigen Cabinetswechsel.

Cobenzl, Collenbach, Lamberti und Ritter von Stahl wurden ihrer Stelle enthoben, Franz Colloredo schon früher, und nicht weniger als 25 Generale ent-

lassen. Erzherzog Carl übernahm wieder die Leitung des Kriegswesens und Graf Philipp Stadion, ein junger vielversprechender Staatsmann, wurde durch die Anempfehlung Carls Staatsminister. Noch am heiligen Christabend schrieb Carl voll Freude an seinen Oheim Albert: „**Gott sei gedankt; es ist mir gelungen, die Cobenzl, Collenbach und Stahl zu entfernen; Lamberti wird ihnen bald nachfolgen! Stadion ersetzt den Cobenzl! Tantae molis erat Romanam condere gentem!**" und drei Tage später hatte er die erste Zusammenkunft mit Napoleon im Schlosse zu Stammersdorf; doch vermochte er an den Friedensbedingungen nun nichts mehr zu ändern, sie waren leider durch den sogenannten »Pressburger Frieden« *de dato* 28. December 1805 festgestellt.

Nun begann das grosse Reformwerk Carls an der Seite Stadions; jener organisirte und vermehrte das Heer, rief die Landwehre in's Leben; dieser sorgte für die Neugestaltung des Reiches. »Lösung der Geistesfesseln und allseitige Förderung jedes rühmlichen und gemeinnützigen Strebens« stellte er gleichsam als Programm seines Wirkens auf. Stadion glaubte durch freie Entwicklung des Geistes auch die dem Volke innewohnenden Kräfte zu entwickeln. Wie einst Maria Theresia und Josef II., so erkannte auch Stadion in der Pflege deutscher Cultur den festen Kitt der einzelnen Brüder des Reiches. Wohl gab es kein deutsches Reich mehr und viele der deutschen Fürsten waren nur Vasallen Napoleons, wohl galten selbst die deutsch-österreichischen Brüder als losgelöste Stücke Deutschlands und Kaiser Franz legte die deutsche Kaiserwürde nieder (6. August 1806). Aber Stadion lebte der sicheren Ueberzeugung, dass all' diese Verhältnisse nur vorübergehend wären. Gerade jetzt, gerade von Wien aus erging in diesen Tagen der Ruf nach Erhebung des deutschen Geistes nach einer sorgfältigeren Pflege der deutschen Sprache und Literatur, und eine Menge gelehrte und schöngeistige Unternehmungen, welche diesen Zweck verfolgten, traten in Wien in's Leben. Man bemühte sich, das in unseren Sitten und Gewohnheiten nachgeahmte »Franzosenthum« wieder abzulegen, und die Wiener wurden ermahnt, ihre Sprache von allen fremden Zusätzen zu reinigen, wogegen die „**Eipeldauer**" die Befürchtung aussprachen, dass darunter der österreichische Volkscharakter leiden könnte. [1])

Den freiheitlichen Bestrebungen Stadions brachte man von allen Seiten die lebhafteste Sympathie entgegen. Trotz des kläglichen Zustandes, in dem sich Wien befand, tauchte aus den Tiefen der alte patriotische Volksgeist wieder empor, es war als ob neue Räder in die alte Staatsmaschine eingeführt würden und man sah in der Erhebung Deutschlands, in der Befreiung der deutschen Brüder vom französischen Joche die Bürgschaft einer Rettung der österreichischen Monarchie. Die kriegerische Stimmung nahm überhand, es reifte der Entschluss, den Kampf auf Tod und Leben gegen Napoleon zu wagen.

Im Sommer 1808 waren aus allen Provinzen 154 Batallione formirt und mehrere ungarische Regimenter errichtet; doch fühlte sich Carl noch immer nicht vollkommen gerüstet, es fehlte noch an Bewaffnung und Artillerie und die ungarische Regimenter waren nicht einexercirt.

---

[1]) Sehr bezeichnend ist ein „**Eipeldauer Brief**", der uns noch erhalten geblieben und der diesen Gegenstand von der satyrischen Seite behandelt, er lautet wörtlich:

Lieber Herr Vetter!

Dö grosse Neuigkeit wer'ns scho g'hört haben, dass uns Wernan dö französischen Brocken in unserer deutschen Sprach verboten worden san. Wir soll'ns aus unserer Sprach — (wie sie dös nennen) — ausmärzen. Bei uns gibt's also hierzt ka »Mama« mehr und der Vader ist a ka »Bär« mehr. Auch in dö »Redout« kinern mir jetzt net mehr einigehn, sondern höchstens zu an »Mumernschanz«; a »Piroschad« hast heut a »Schlittenfahrt« ect. I bin nur neugieri, ob uns dös Ausmärzen der fremden Wörter so leicht wird, da uns viele schon so in's Herz gwachsen san, dass mir ohne sö net mehr bestehen kinten; und wenn ma a richti ganz rein deutsch reden kunnten, wurd uns dann do niemand für an ächten Werna halten, sondern höchstens für a fremdes herg'loffen's G'sindl!

Carl schrieb an Albert: „Die ungarischen Insurrections-Truppen, die man mir jetzt sendet und von denen man großes Aufheben machte, schmolzen auf nur zwei Regimenter zusammen und diese sind fast unbrauchbar und müssen erst noch mit den nöthigsten militärischen Handgriffen bekannt gemacht werden und überall fehlt es an dem Nöthigsten!"

Er stimmte daher vorläufig noch für den Frieden. „Ich bin ein Feind" (sagte er) „von der stückweisen Kriegführung, die beim ersten Unfall schon zurückweicht, ich will den Frieden und nur dann den Krieg, wenn es Noth thut, aber dann auch bis auf den letzten Kreuzer, bis auf den letzten Mann!"

Carls Mahnungen wurden nicht gehört, und ehe er es hindern konnte, ging die Kriegs-Erklärung nach Paris ab. Am 6. April 1809 musste Carl an der Spitze seines Heeres Wien verlassen und schon am 14. April erschien in Wien das kaiserl. Kriegsmanifest, worin die Zwecke des Krieges auseinandergesetzt waren. Am 9. Mai bezog Napoleon in St. Pölten sein Hauptquartier und am 10. Mai besetzten die Franzosen die Vorstädte. Carl aber breitete sich mit seinem Hauptheere am Marchfelde aus, um hier die Entscheidungsschlacht abzuwarten.

Glorreich war der Sieg, den Carl am 21. und 22. Mai 1809 bei Aspern über Napoleon erfocht und er hätte auch sicherlich diesen Sieg noch weiter bis zur gänzlichen Vernichtung des Gegners fortgesetzt, würde er nicht an allem Nöthigen Mangel gelitten haben; an Allem, das zur Fortsetzung eines solchen Kampfes nöthig ist. — Carls Truppen, die sehr ermüdet in Eilmärschen am Schlachtfelde ankamen, waren durch die, volle zwei Tage andauernden Kämpfe bis zur gänzlichen Erschöpfung aufgerieben, während das Corps Davoust und mehrere andere noch gar nicht im Treffen und ausgerastet waren; auch fehlte es den Oesterreichern an Munition, die völlig aufgebraucht war und die ungarischen Hilfstruppen trafen nicht rechtzeitig ein, dagegen war die französische Armee der österreichischen an Mannschaft und Waffen weit überlegen und hatte auch eine günstigere Position, da sie auf dem rechten, höhergelegenen, also dominirenden Ufer stand. Carl konnte sonach den Sieg bei Aspern unmöglich verwerthen.

Es ist daher umso ungerechter, wenn sich gerade gegen die glänzendste Waffenthat Carls ein Tadel so oft und so lange erhob, welcher sowohl in den militärischen Kreisen von damals bestand, als auch noch heute in den militär-wissenschaftlichen Schriften irrthümlich fortbesteht, und worin ihm hauptsächlich zum Vorwurf gemacht wird, dass er seinen Sieg und die Verwirrung des Feindes gar nicht benützt habe, um ihn weiter zu verfolgen und ihn zu vernichten, sondern dass er vielmehr durch mehrwöchentliche Unthätigkeit dem Gegner Gelegenheit gegeben habe, sich zu erholen und die Niederlage in Sieg zu verwandeln.

Die Briefe, die zwischen Carl und seinen Brüdern, dann zwischen Christine und Albert gewechselt wurden, und die bisher in dem Archive des Erzherzog Albrecht schlummerten, bilden ein unschätzbares Beweismaterial; sie liefern werthvolle, die Kenntniss der damaligen Zeitverhältnisse bereichernde und zum Theil auch ergänzende und berichtigende Aufschlüsse, auf welche die Welt einen gerechten Anspruch machen kann. Jetzt, da Erzherzog Albrecht die Siegel gelöst, welche bisher die Papiere Carls umschlossen hielten, jetzt, da er diese reichen Schätze der geschichtlich wissenschaftlichen Forschung zugänglich gemacht, jetzt tritt die Heldengestalt Carls kräftiger hervor und seine geistigen Vorzüge, seine politische Begabung, seine staatsmännische Klugheit und Einsicht gewinnen immer mehr an Deutlichkeit und eine abfällige Kritik vermag nun nichts mehr an dem Glorienschein des Helden von Aspern zu schwärzen!

Doch kehren wir zu dem weitern Verlaufe der Begebenheiten zurück; sie sind für Carl eine fortdauernde Leidensgeschichte, eine Quelle bitterster Enttäuschungen. Kaum hatte sich Carl mit seinem Heere wieder gesammelt, die nöthigen Anordnungen zur Verstärkung

getroffen, als es abermals zu einer Entscheidungsschlacht zwischen ihm und Napoleon kam. Es war diesmal auf den Ebenen von Wagram. Gleich beim ersten Morgengrauen am 6. Juli 1809 stand die französische Armee in voller Schlachtordnung aufgestellt, das Feuer wurde auf der ganzen Linie gegen die Oesterreicher mit Kanonen eröffnet, und von jenen erwidert. Mehrere Angriffe der Franzosen auf das Centrum der Oesterreicher wurden von diesen muthvollst zurückgeschlagen, und dabei drang unser rechter Flügel immer rascher vor.

Es gab Augenblicke, wo Napoleon die Schlacht schon für verloren hielt und sich desshalb sehr barsch zum Gefangenen Obersten Sardagna aussprach. Mit klopfendem Herzen sahen die Wiener von den Höhen des Belvedere und von den Basteien bereits die glücklichsten Erfolge der Oesterreicher und das immer siegreichere Vordringen ihres rechten Flügels, aber leider wendete sich das Glück. Den zurückgebliebenen linken Flügel (den Fürst Rosenberg befehligte), der leider in diesem Augenblicke noch zu schwach war, weil die ungarischen Hilfstruppen, auf die Carl rechnete und die sich jetzt anschliessen sollten, noch nicht eingetroffen waren, musste jetzt Carl ebenfalls avanciren lassen. Wäre nun der linke Flügel kräftig genug gewesen, so hätte er den gegenüberstehenden rechten Flügel der Franzosen jedenfalls zurückdrängen können, dann aber wäre es leicht geschehen, dass, trotz des grossen Scharfsinnes Napoleons, mit dem er seine Dispositionen zu entwickeln pflegte, er Gefahr gelaufen wäre, bei seinem Rückzuge auf die Lobau abgeschnitten zu werden. Die Franzosen hätten nämlich allsdann den Rückzug über die March antreten müssen, wo alle Brücken bereits zerstört waren, während den Oesterreichern der Rückzug nach Mähren und Böhmen offen stand.

Leider kam es aber anders; der linke österreichische Flügel wurde zurückgeschlagen und von den Franzosen, ohne dass man es hindern konnte, umgangen, was schon Nachmittags 3 Uhr die Hauptschlacht entschied. Die österreichische Hauptmacht wurde von Ungarn und Mähren abgedrängt, schlug jetzt die böhmische Strasse ein und zog sich über Stockerau und Holitz nach Znaim zurück.

Aus dem Verlaufe der Wagramer Schlacht ergibt sich, dass die wohlgetroffenen Dispositionen Carls hauptsächlich an dem Umstande scheiterten, dass die in Rechnung gezogenen Verstärkungen auf dem linken Flügel nicht eingetroffen waren!

Carl kam damals am Schlachtfelde mitten zwischen Tirailleurs, wurde verwundet und schrieb noch am selben Tage an Albert, worin er sich über diese Vorfälle auf das heftigste beklagt.

Der Verlust der Schlacht schmerzte ihn umsomehr, als er sich von der neuen vielversprechenden Armeereform andere Erfolge erhoffte. Auch der Kaiser sah sich in seinen Erwartungen, rücksichtlich der kriegerischen Erfolge, getäuscht, ebenso auch in den Reformen des Staatswesens, die grösstentheils Carl zum Schöpfer hatten. Auch in den freiheitlichen Bestrebungen Stadions, besonders in seinen Verbindungen mit den deutschen Patrioten, an deren Spitze Stein stand, erblickte der Kaiser den Herd zur Entzündung revolutionärer Volksleidenschaften.

Gekränkt und erbittert beschloss nun Carl seinen Rücktritt vom Kriegsdienste. Schon am 31. Juli 1809 dankte er zu Littau ab und nahm schriftlich vom Heere Abschied. Dieser Armeebefehl wird gewiss in den Annalen der österreichischen Kriegsgeschichte ein interessantes Actenstück bilden. Es lautet wörtlich: „Wichtige Gründe haben mich bestimmt, Se. Majestät zu bitten, mir den Oberbefehl der Armee, den Allerhöchst Derselbe mir anvertraut hat, wieder abzunehmen. Ich habe die Einwilligung des Kaisers, und zu gleicher Zeit den Befehl erhalten, das Obercommando dem General der Cavallerie Fürsten Liechtenstein zu übertragen. Indem ich die Armee verlasse, höre ich doch keineswegs auf, den lebhaftesten Antheil an ihrem Schicksale zu nehmen. Meine vollkommene Ueberzeugung von ihrer Tapferkeit, das Zutrauen, das ich in sie setzte und die Gewohnheit, ihr stets mein

ganzes Bestreben zu weihen, machen mir die Trennung schmerzhaft. Ich schmeichle mir, daß sie diese Gefühle mit mir theilt. Carl.“

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf die Nachricht vom Rücktritte Carl's die Armee. Ein jeder fühlte den unersetzlichen Verlust. Jetzt erst erkannte man, um wie viel grösser seine Einsicht, seine politische Begabung gegen die seiner Gegner am Wiener Hofe, wie hingebungsvoll sein Patriotismus, seine Selbstverleugnung war. Man musste ihn am Schlachtfelde selbst gesehen haben, um seine Ruhe, seinen persönlichen Muth, seinen Scharfblick zu bewundern!

Dennoch bleibt für Carl genug des Ruhmes und der Verdienste übrig, auf das wir ihn als Nationalhelden für alle künftige Zeiten bewundern und verehren! Als bereits das tausendjährige deutsche Reich in Trümmer zusammenbrach, als die deutsche Ehre am Spiele stand, da war er es, der die glänzendsten Siege erfocht und dem Nebelbilde der Unüberwindlichkeit Napoleons den ersten empfindlichen Schlag versetzte und so den österreichischen Waffen das Selbstbewusstsein wieder zurückgab, indem er dem Feinde das Vertrauen auf Unbezwinglichkeit raubte.

Am 14. October 1809 kam der Wiener Friede zu Stande, der den Oesterreichern so viel Länder und Menschen kostete, und am 21. December sehen wir bereits Carl wieder in Wien, alle seine Verhältnisse für sein künftiges Privatleben ordnend, sich vor der Welt verbergend; er kauft jenes Landgut auf der Landstrasse, ein echtes Schmoll- und Trutzwinkelchen, und zieht sich in dasselbe zurück, alle Erinnerungen an die Vergangenheit zurücklassend; nur die Erinnerungen an die schönen Tage, die Erinnerungen an die glänzenden Siege begleiten ihn und leuchten, wie eine Sonne weithin über seinem Haupte!

Das Reconvalescentenhaus. Nr. 270.

Der schöne menschenfreundliche Gedanke, jenen Kranken eines Spitales, die sich bereits am Wege der Besserung befinden, von den übrigen gemeinsamen Leidensgefährten, die noch schwer darniederliegen, zu trennen, ihnen abgesonderte freundliche Wohnräume anzuweisen, um hier ihre Genesung desto rascher und ungestörter bewirken zu können, bewog die Fürstin Therese von Liechtenstein-Nicolsburg (geborne Herzogin von Savojen), ein grosses sogenanntes »Reconvalescentenhaus« zu erbauen.

Das Mitleid, ein schönes Vorrecht edler Seelen, das Mitgefühl für fremde Leiden, welches die Fürstin entflammte, bewog auch die Kaiserin Maria Theresia, diesem Unternehmen beizutreten und durch Schenkung des Edelhofes zu Ober-Kritzendorf eine Stiftung von 4000 Gulden zu machen.[1])

Der stattliche Bau war im Jahre 1756 begonnen und schon mit 1. Mai der Benützung übergeben. Ein schattenreicher Garten, der bis an die Häuser Nr. 347 und 348 der Ungargasse reichte, umgab das stille freundliche Gebäude, das so abseits und einsam und doch so traulich und anmuthend zwischen Gebüschen und Bäumen verborgen lag.

Auch eine kleine Capelle zu Ehren der heiligen Theresia (von der Fürstin Liechtenstein im Jahre 1757 gegründet) befand sich im Hause.[2])

---

[1]) Mehrere wohlthätige Frauen aus hohem Adelsgeschlechte unterstützten gleichfalls die Fürstin und stifteten für das Reconvalescentenhaus am 5. Februar 1756 einen Freiplatz von zehn Betten, die schon im Jahre 1757 um neun vermehrt wurden.

[2]) Die Capelle enthielt treffliche Gemälde, ein Hochaltarbild: Die heilige Dreieinigkeit mit der heil. Theresia und dem heil. Franciscus Seraphicus, dann vier Seitenaltarbilder, Meisterwerke eines unbekannten italienischen Malers: Das heilige Kreuz, Mariahilf, Johann v. Gott und die heil. Familie.

Das Reconvalescentenhaus unterstand dem Convente der Barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt und die Reconvalescenten wurden allwöchentlich zweimal (Montag und Donnerstag) aus dem, in der Taborstrasse befindlichen Barmherzigenspitale mit Wagen hiehergeführt.

Bis zum Jahre 1872 diente das Haus zur Aufnahme von Kranken, im Jahre 1872 als »Choleraspital«, vom Jahre 1874 bis 1876 stand es vollständig leer, endlich im Juli 1876 begann der erste Umbau. Der dadurch gewonnene Platz, sowie der weitläufige Gartengrund wurde zu zahlreichen Neubauten verwendet und auf dem ehemaligen Klostergarten erheben sich heute prächtige Zinshäuser.

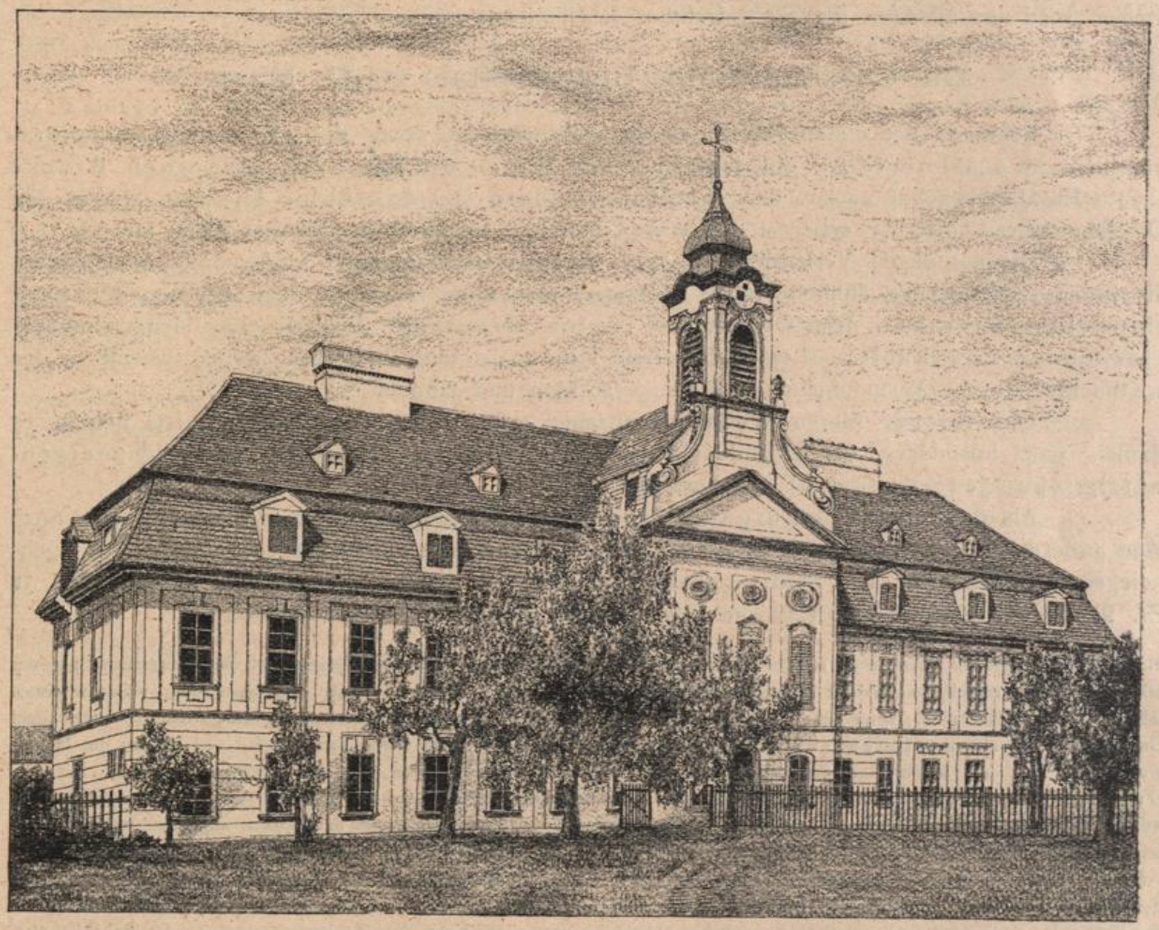

Fig. 136. Das ehemalige Reconvalescentenhaus.

Da das Haus für immer von der Erde und aus dem Gedächtnisse der Menschen verschwand, so dürfte es meinen Lesern vielleicht nicht uninteressant sein, ihnen dasselbe im Bilde noch einmal in Erinnerung zu bringen, und füge hier ***sub Fig. 136*** eine genaue Abbildung bei.[1])

[1]) Das Bild, nach der Natur gezeichnet, zeigt uns die Hauptfront des Hauses Nr. 270, wie sie noch bis zur Zeit der Demolirung (1876) bestand. Der, ober dem Frontispice, auf sehr breiter Unterlage sich aufbauende, von vier zweitheiligen Säulen getragene Thurm gehörte zur Theresien-Capelle. Das Haus wurde zu den Häusern der Landstrasse

Das ehemalige Bürgerspital und das Bräuhaus zu St. Marx. Nr. 572, 573 (neu 163, 165).

Kein Fleckchen Erde auf der Landstrasse dürfte so alterthümliche Bauten aufzuweisen haben, als das ehemalige Bürgerspital zu St. Marx. Hier finden wir noch Baureste aus dem Mittelalter, morsche rauchgeschwärzte verwitterte Mauerruinen, über deren Häupter Jahrhunderte dahinzogen. Jeder Stein, jeder Winkel erzählt da von längst verschwundenen Zeiten, von längst versunkenen Geschlechtern, von ihren Sitten und Gewohnheiten, von ihren Wünschen und Gefühlen, von ihren Leidenschaften und Irrthümern und wenn wir nur recht aufzuhorchen verstehen, wird uns allsdann der Geist früherer Jahrhunderte offenbar.

Die Geschichte des Bürgerspitals zu St. Marx.

Schon in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts wurde das »Erste Bürgerspital« vor dem »Kärnthnerthor« am linken Wienufer in der Nähe der steinernen Brücke (heute Elisabethbrücke) nächst der »uralten steinernen Denksäule« (die man erst in den Dreissigerjahren entfernte) errichtet. Die erste Urkunde hierüber finden wir bereits im Jahre 1257.[1])

Die damaligen Verhältnisse in Wien machten es dringendst nothwendig, noch andere Hospitien, Spitäler und ähnliche milde Stiftungen ins Leben zu rufen; denn der immer regere Handelsverkehr mit dem Orient, die vielen Kreuzzüge lockten eine Menge mit ansteckenden Krankheiten (Lepra) behaftete Reisende und Pilgrime herbei, welche in den wirthlichen Mauern Wiens Schutz und Pflege suchten und fanden.

Die Wiener (deren Wohlthätigkeitssinn noch heute sprüchwörtlich ist) liebten es damals ganz besonders, der leidenden Menschheit zu Hilfe zu eilen, selbstlos und uneigennützig, ohne jede Rücksicht auf Gewinn.

Als daher das alte Bürgerspital sich zu klein erwies, war man rasch bedacht, noch eine andere Zweigstiftung ins Leben zu rufen. Man wählte hierzu die entfernteste und hochgelegenste Gegend vor der Stadt, gründete daselbst das später so berühmte „Bürgerspital zu St. Marx“ und überliess die Obsorge bewährten Heil- und Wundärzten.[2])

Hauptstrasse mitgezählt, stand auch zwischen Haus Nr. 106 und 110 parallel mit der Häuserflucht der Hauptstrasse nur um 50 Klafter tiefer zurück, so dass der Zugang von der Hauptstrasse zum Hausthore einer Sackgasse oder vielmehr einem schmalen Gartenpfade glich; denn der Weg war zu beiden Seiten mit Garten-Staketen eingefriedet. Hinter dem Gebäude lief die alte Barichgasse senkrecht auf die Ungargasse. Erst durch den Wegfall und Umbau des Hauses wurde sie frei, sie schob sich nun bis zur Landstrasse Hauptstrasse vor und verband so diese mit der Ungargasse. Bei diesem Umbau sei noch als Curiosum bemerkt, dass nur zwei Drittel des Hauses niedergerissen wurden, ein Drittel jedoch stehen blieb und vom Baumeister Theodor Hoppe zu dem Zweck angekauft wurde, um es seinem Neubaue einzufügen. Das neu projectirte Haus wurde im Juli 1876 in Bau genommen und im Herbst des Jahres 1877 vollendet. Der stehengebliebene Theil entspricht jenem Haustheile, der auf der linken Seite unseres Bildes mit fünf Fenstern in der Front ersichtlich ist. — Heute führt das Haus die Nummer Barichgasse 7 und ist mit der Nummer 20 der Barmherzigengasse identisch. — Jedoch blieb das zum ehemaligen Reconvalescentenhause gehörige Klosterhaus unverändert stehen. Dasselbe wird heute als Zinshaus verwendet und gibt nun dem neuen Strassenzuge auch den neuen Namen Barmherzigengasse, wo es dort die Nummer 23 führt.

[1]) Diese Urkunde, vom 16. April 1257 datirt, ist vom Meister Reimboth und dem Convente des Bürgerspitals in Wien mit Vorwissen des Herrn Otto und seiner beiden Brüder Chuno und Cunrad als Vorsteher dieses Spitales ausgefertigt. Auch Herzog Otto unterstützte das Bürgerspital auf das Glänzendste und im Jahre 1334, als er sich mit Anna Tochter Königs Johann von Böhmen, vermählte, war es bereits so weit gediehen, dass man darin 600 Arme verpflegte.

[2]) Aber noch andere Hospitien dieser Art wurden damals gestiftet, die vom städtischen Bürgerspitale gleichfalls abhängig waren, z. B. das Spital „Zum Klagbaum“ auf der Wieden, das „Heiligengeistspital“ vor dem Kärthnerthor, am sogenannten „heiligen Felde“, am Wienfluss und das „Siechenhaus an der Als“, daher diese Gegend »Siechenals« genannt wurde.

Das Stiftungsjahr des Marxer Spitals blieb bisher unbekannt, doch kann die Mitte des XIV. Jahrhunderts als die eigentliche Gründungszeit angenommen werden, da mehrere noch bestehende Urkunden hierüber Gewissheit geben.[1])

Im Jahre 1529 zur Zeit des ersten Türkenkrieges war das Marxer Spital der Zerstörung völlig preisgegeben. Gleich beim Herannahen der Türken flüchtete man mit allen Siechen und Kranken in die Stadt und liess nur die Untransportabeln in zwei abgesonderten Wohnungen mit einigen wenigen Wärtern zurück; man dachte, der nach Raub und Beute gierige Feind werde sich wohl an armen Wehrlosen nicht vergreifen, doch kam es anders. Als nämlich am 23. September die Türken bei Simmering erschienen und der Vortrab der **Akindschi** d. i. „**Renner**" und „**Brenner**" von den Deutschen auch „**Sackmann**" genannt, weil ein jeder statt eines Tornisters einen weiten Sack mit sich führte, in St. Marx einfiel, drangen einige dieser Horden auch ins Spital ein, verwüsteten Alles und schnitten mit cannibalischer Wuth 14 Kranken die Köpfe ab, steckten mehrere derselben auf ihre Spiesse und trugen sie dem Sultan **Suleimann** (Soliman) als Sieges-Trophäen bis Ebersdorf ins Lager entgegen.[2])

Nach Abzug der Türken wurde das arg verwüstete St. Marx theils durch eigene Mittel, theils durch fromme Stiftungen (wie dies aus mehreren Urkunden ersichtlich) wieder hergestellt, das städtische Bürgerspital aber vor dem Kärnthnerthor, um dem Feinde künftig in ähnlichen Fällen keinen Versteck zu bieten und wegen der Nähe der Festungsmauern, wurde nicht wieder aufgebaut, dagegen den städtischen Bürgerspitals-Armen das „**Kloster und die Kirche zu St. Klara**" in der Kärnthnerstrasse (wo noch jüngst das Bürgerspital stand) überlassen. Dieses Kloster war nämlich um jene Zeit vollständig leer, da die Nonnen desselben beim Herannahen der Türken nach Villach flohen und nach ihrer Rückkunft bei St. Anna untergebracht wurden. Aber das städtische Bürgerspital blieb doch immer die Mutterstiftung wie zuvor, und nach St. Marx kamen jetzt andere Kranke.

Von dieser Zeit an blühte das Marxer Spital immer mehr empor und wurde auch von Kaiser **Ferdinand** I. durch mehrere glänzende Privilegien auf das wohlwollendste begünstigt,[3]) wie auch durch zahlreiche Privatbauten vergrössert. So z. B. erbaute im Jahre 1562 „**Hans**

---

[1]) So befindet sich z. B. eine interessante Urkunde vom Jahre 1328 noch heute im Archive der aufgelösten Bürgerspitals-Wirthschafts-Commission, in welcher ein gewisser **Carl Chraiger** sein Haus zu **Neuburg** (Klosterneuburg) an die „**Ausasigen**" (Aussätzigen) zu St. Marx schenkt.

Eine zweite Urkunde aus dem Jahre 1373 nennt den **Jörg von Neukirchen** als „**Pfleger und Ueberseher**" (Aufseher) und eine andere Urkunde vom Jahre 1388 wieder einen **Seyfried den Bawer** als „**Verweser der Sundersichen**" (Sieche, welche gesondert werden müssen). Auch eine Urkunde vom Jahre 1394 bestätigt die Existenz des Bürgerspitals zu St. Marx, weil von demselben bereits in dem Schreiben des Herzogs Albrecht III. die Rede ist. Die eigentliche Stiftungsurkunde, so wie die sonstigen Schenkungsdocumente scheinen wohl schon im Jahre 1462 zu Grunde gegangen zu sein, als Kaiser Friedrich III. mit seinem Kriegsvolke damals vor St. Marx Halt machte und mehrere Tage hindurch unter Zelten daselbst verweilen musste, bis ihm die unruhigen Wiener die Stadtthore öffneten, oder als Mathias Corvinus von dieser Gegend aus mit seinem ungarischen Heere gegen Wien anrückte.

[2]) Der Geschichtsschreiber Stern von Labach berichtet im Jahre 1530 hierüber wörtlich: „**daß der Sackmann und die ihm vorrennen, derer mererer teyl kein sold haben, allein auf gewinn und raub ausgehe 40.000 stark weid und breid auf alle gegend vorgeschickt, die sich in das Land hinauf bis Simmering und hinein nach St. Marx (Marcus) zerstreit, dieselben Flecken allenthalben durchstreift, verwüst und verprent viele leut jämmerlich ermordt, erschlagen und weggefüert, und das zum erbermbligsten die Kinder aus Mutterleib geschnitten, weggeworfen, oder an die spieß gesteckt, die jungfrawen, der körper man viel auf der strassen liegen sicht, bis in todt genöthigt, der seelen der allmechtig gnädig seyn, und solch mordt und übel an den grausamben Bluthunden nit ungerochen lassen**".

[3]) So z. B. gab Kaiser Ferdinand I. dem Bürgerspitale zu St. Marx mit Verordnung vom 28. December 1545 das „**Tafernrecht**" (das Recht Weine in Trinkstuben auch an stehende Gäste auszuschenken) und die „**Umgeldbefreiung**"; und mit Verordnung vom 22. October 1549 ertheilte er demselben die Erlaubniss des freien Eintriebes von 52 Ochsen aus Ungarn, ohne Bezahlung der Dreissigst-Mauth und des sonstigen Zolles.

Frankh, Steinmetz und Werkmeister der gemeinen Stadt Wien" mitten im Spitalshofe eine gothische Kirche zu Ehren des heil. Marcus (St. Marx), von der wir zunächst ausführlich hören werden, und legte unterhalb derselben eine Gruft zur Bestattung der hier Verstorbenen an.

Im Jahre 1581 erweiterte die fromme und mildthätige **Gräfin Barbara von St. Görgen und Pösing** das Spital durch Zubauten. [1])

Im Jahre 1586 errichtete der Stadtrath **Sebastian Wilfinger** einen Seitentract, den später **Ulrich Hakhl** (Abt zu Zwettl) erweiterte. Noch heute befindet sich dieses Haus links im Hofe, und ober dem Thor-Eingange sind auf einer Marmorplatte noch gegenwärtig ziemlich deutlich die Worte zu lesen: „**Herr Ernest und Herr Sewastian Wilfinger und Etwo des innern Rathes allhier zu Wien hat dieses Haus zum Gedächtnus vom neuen zu bauen verordnet anno 1586.**" Auch das interessante Lobgedicht der Stadt Wien von **Wolfgang Schmelzel** aus dem Jahre 1548 betrifft das Bürgerspital zu St. Marx. Diese Stelle lautet:

„**Auch zaigt mir der alt weitter an,**
das hundert vnd neuntzig person,
Kranck vnd frantzosen vberkhommen,
Bey sanct Marx in das Spitl gnommen,
Gelegen auserhalb der Stat."

Während des zweiten Türkenkrieges 1683 blieb das Marxer Bürgerspital, obgleich es dem Feinde zunächst ausgesetzt war, doch ziemlich vor Verwüstung verschont, weil, wie ein daselbst genau geführtes Tagebuch zeigt, nebst den eigenen Kranken auch türkische Soldaten darin versorgt und gepflegt wurden. Nach beendeter Türkengefahr wurde das Gebäude auf Kosten des städtischen Bürgerspitals durch einige Zubauten vergrössert, der Gottesdienst in der Kirche und die Seelsorge im Spital durch einen eigenen Pfarrer wieder versehen, vor der Eingangsthüre aber eine passende dem Geiste der Zeit entsprechende Inschrift angebracht, welche lautete:

„**Gebet um Gotteswillen den Armen, so wird sich Gott Euch erbarmen.**"

Wichtiger für das fernere Geschick dieser Anstalt war das Jahr 1706; denn um diese Zeit vergrösserte Kaiser Josef I. das in der Stadt gelegene Bürgerspital, das er auch ganz neu organisirte, und fügte bei dieser Gelegenheit dem St. Marxer Spitale ein neues Gebäude für »Gebärende« hinzu, welches sich noch heute links im Hofe (Viehmarktgasse 4) befindet, in welchem aber später (1784) »das k. k. Verzehrungssteuer-Amt« untergebracht wurde. Gleichzeitig wurde hier auch eine Abtheilung für »Irrsinnige« errichtet, so dass jetzt das Marxer Spital nicht bloss eine Versorgungsanstalt, ein Gebär- und Waisen-Haus, sondern auch eine Kranken- und Irren-Anstalt wurde und hier stets 300 bis 500 Personen verpflegt werden

Alle diese Urkunden werden noch heute im Stadtarchive im Originale verwahrt. Besonders interessant ist die erstgenannte Urkunde, weil in derselben über den Zustand des Krankenhauses gesprochen wird, wo es wörtlich heisst: „**daß in demselben die arme blattrige (Blatterkranke) und bettliegerige leut von frume Almosen leben und trutz der schweren Kriegsläuf über 200 Kranke von alle nationen hier seint.**"

[1]) **Barbara Gräfin von St. Görgen und Pösing** lebte als fromme Wohlthäterin des Stifts daselbst und übernahm auch die Aufsicht der weiblichen Armen und Kranken bis zu ihrem hier erfolgten Ableben. Sie wurde von den dankbaren Pfründlingen in einem zinnernen Sarge in der ebenbenannten Gruft feierlichst bestattet. Bei Gelegenheit, als ich kürzlich den Terrain des ehemaligen Bürgerspitals besichtigte, erzählte mir der noch gegenwärtig im dortigen Bräuhause bedienstete älteste Arbeiter Namens Gabriel auf mein Befragen, wo denn die ehemalige Gruft gewesen sei, dass er damals (1857) bei dem Umbau der Gruft mitarbeitete und dort auf einen zinnernen Sarg gestossen sei und als sich der Deckel zufällig vom Sarge loslöste, man eine weibliche Leiche fand, deren Haare und Zähne unversehrt waren, deren Körpertheile und die Gewandung ebenfalls ein Ganzes zu bilden schienen, die aber bei leisester Berührung zusammenfielen, oder vielmehr, wie eine dünne Aschendecke einsanken. Es seien dort noch mehrere Holzsärge in der Erde gelegen und auch einzelne Gebeine und Todtenschädel umher zerstreut gewesen, doch habe man von Alledem nicht weiter Notiz genommen, sondern alle menschlichen Ueberreste am St. Marxer Friedhofe eingraben lassen.

konnten. So blieb nun diese Anstalt durch volle 80 Jahre unverändert. Erst wieder in der Zeit von 1782 bis 1784 gingen mit derselben grosse Veränderungen vor. Im Jahre 1782 befahl nämlich Kaiser Josef II., die hier befindlichen sämmtlichen Waisen (104 Knaben und 63 Mädchen) dem Pater Parhammer am Rennweg zur Obhut und Erziehung zu übergeben. Im Jahre 1784 errichtete der Kaiser in der Alserstrasse das grosse Allgemeine Krankenhaus und verordnete, dass alle Kranke von St. Marx hieher gebracht werden müssen, also auch die Gebärenden und Irrsinnigen.

Somit hatte sich das Marxerspital mit einem Schlage wieder aus einem Krankenhause in eine Versorgungsanstalt verwandelt.

Zur nämlichen Zeit liess aber Kaiser Josef das alte Bürgerspital in der Kärnthnerstrasse gänzlich aufheben, die dort stehenden alten Gebäude niederreissen, neue Häuser aufbauen und die bisher hier verpflegten städtischen Pfründner mussten anderweitig untergebracht werden. Da aber das Marxer Spital eben leer stand und noch immer vom städtischen Bürgerspitale dependirte, so war es wohl selbstverständlich, die städtischen Pfründlinge hier unterzubringen. Es wanderten somit schon im Frühjahre 1785 siebenundachzig Männer und Weiber aus der Stadt in das Bürgerspital nach St. Marx. Ueber dem grün und weiss angestrichenen Holzthore des Hauses, dessen Farben noch bis in die Dreissigerjahre zu sehen waren, las man die Worte: „**Versorgungshaus der verarmten Bürger und Bürgerinnen Wiens**". Bisher führte der Stadt-Magistrat die Oberleitung über das Spital, seit April 1797 aber wurde eine eigene **Hofcommission** vom Kaiser Franz eingesetzt, die jedoch nur 3 Jahre die Geschäfte leitete; denn es war eine allzu schwere Aufgabe, mit einem so verhältnissmässig kleinen Einkommen alle Erfordernisse zu decken. Der neue Bau im Bürgerspital in der Kärnthnerstrasse verschlang Unsummen, die Zinsgelder flossen nur spärlich ein und der Verfall des Marxer Spitals war sonach voraussichtlich. Da erliess noch in letzter Stunde, am 6. September 1800, Kaiser Franz eine Aufforderung an sämmtliche Bürger Wiens, die alten und verarmten Mitbürger und Mitbürgerinnen kräftigst zu unterstützen, was nicht ohne Erfolg blieb. Er hob die bestehende Verwaltungs-Commission auf und rief dafür eine eigene „**Bürgerspitals-Wirthschafts-Commission**" ins Leben, die lange Zeit fortbestand. Erst im Jahre 1861, als die alten Bürger und Bürgerinnen in das neuerbaute Bürger-Versorgungshaus (IX. Bezirk in der Währingerstrasse) übersiedeln mussten, hatte die Anstalt ihr Ende erreicht und mit ihr auch die Bürgerspitals-Wirthschafts-Commission.

Wenn wir heute die weitläufigen Räume des ehemaligen Spitales durchschreiten, treffen wir so manche interessante Stelle, die, trotz ihrer mannigfachen Umgestaltung und trotz der wechselvollen Geschicke, die sich hier vollzogen, ihren früheren Bestand nicht verkennen lässt. Betrachten wir also vorerst das Gebäude von Aussen, ehe wir die Innenräume des Hofes durchwandern.

Das Spitalgebäude St. Marx von Aussen.

Das Gebäude mit seiner übermässig langen Gassenfront muthet uns an, wie ein altes Schloss, das eben zu Fabrikszwecken umgestaltet wurde. Am meisten fällt uns ins Auge gleich vorne der feierliche Thoreingang mit seiner festungsartigen, massiven, spitzbogigen Durchfahrt, ober demselben das uralte Madonnenbild und gleich seitwärts noch ein zweites. Uebrigens können die hohen spitzigen Dächer mit ihren Aufzuglöchern, die niedrigen schmalen Fenster mit ihren stellenweisen Eisengittern den Charakter eines mehrhundertjährigen Baustyles wohl nicht verleugnen.

Ein interessantes Bild aus jener Zeit, da das Gebäude noch als Bürgerspital diente, möge hier ***sub Figur 137*** das Gesagte bestätigen. [1])

[1]) Das Bild, nach der Natur gezeichnet, datirt aus den Dreissigerjahren. Es hat sich bis heute im Wesentlichen nicht geändert, nur der über dem Dache emporragende altgothische Kirchthurm, so wie das ebenerdige, rechts

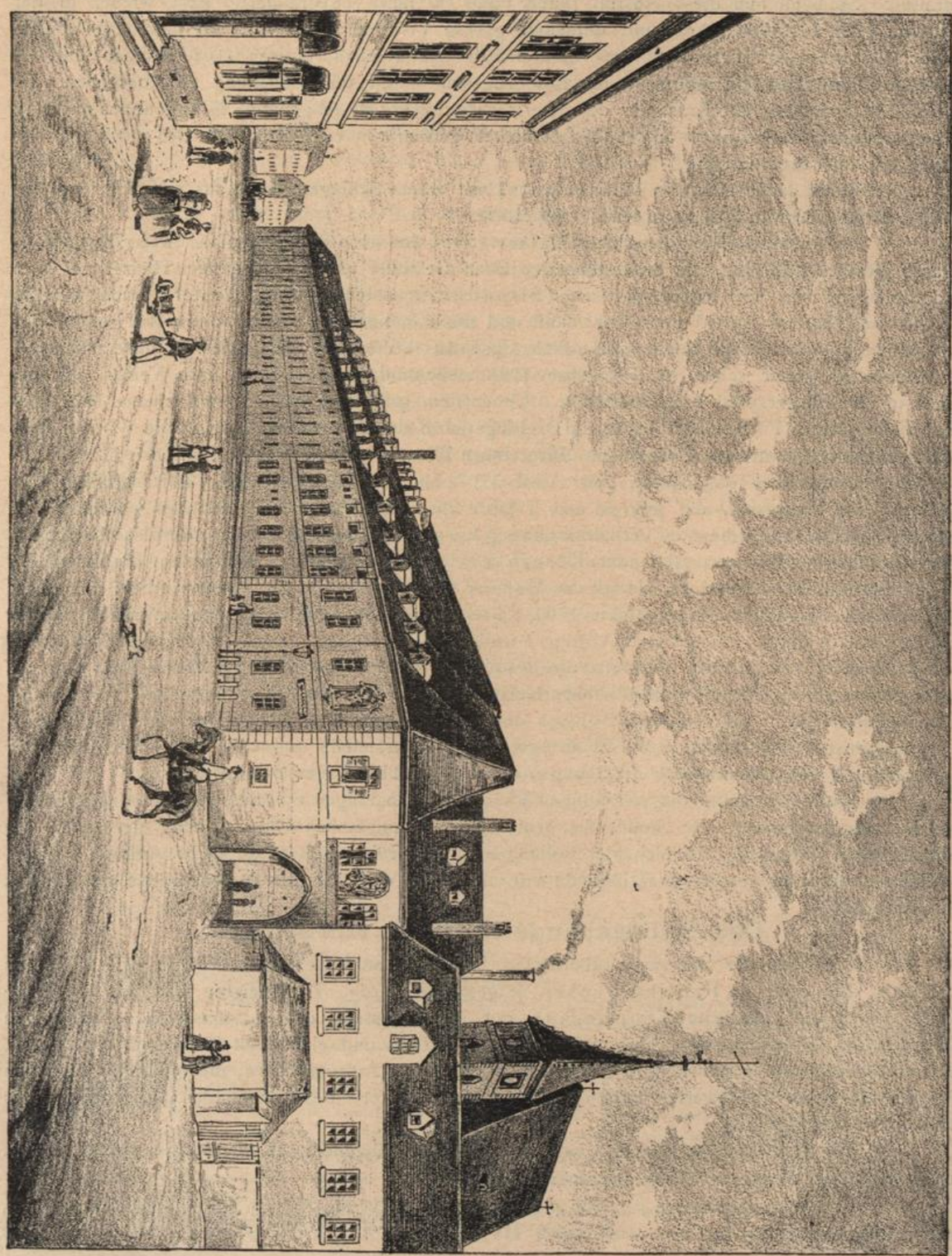

Fig. 137. Das alte Bürgerspitalsgebäude zu St. Marx (1830).

Die Gebäude im Hofraume.

Der ganze weitläufige alte Spitals-Hof glich einem schönen Garten. Alle Wege und Gänge waren mit Akazien besetzt, die Plätze mit Strauchwerk eingefriedet. Ganz rückwärts stand der „Spitalsgarten" mit langen, schattenreichen Promenaden und Ruheplätzen, ein köstlicher Erholungs-Ort. Die hohen breitästigen Nussbäume gewährten hier so kühlenden Schatten, der fröhliche Gesang der Vögel erquickte so lieblich das Ohr, die stille Abgeschiedenheit, die friedliche Ruhe dieses Ortes harmonirte so trefflich mit den Zwecken einer Anstalt, die es sich zur Aufgabe gemacht, Unglückliche zu trösten, Nothleidenden zu helfen, Hilflosen die letzten Tage ihres Lebens erträglich zu machen. Links im Hofe stand das „Badhaus", dessen Wasser aus dem „Hofbrunnen" geschöpft wurde, der so eingerichtet war, dass, sobald jemand schöpfte, die Hälfte des Wassers in den Krug, die andere Hälfte zu den Badewannen floss; rückwärts befand sich der „Holzhof", der rings mit hohen Planken eingeschlossen war und das den Pfründnern auf ein Jahr zugemessene Holz, in Scheitern wohl aufgeschlichtet, enthielt. Der vordere Gassentract umfasste sämmtliche Wohnungen der Pfründner, die in 32 Zimmern untergebracht waren. Mehrere Stiegen führten aus dem Erdgeschosse in das erste Stockwerk. Der Haupteingang war mit 2 massiven Marmorsäulen geziert, ober denen eine Steintafel die Aufschrift enthielt:

„Franz II. hat im Jahre 1800 den Bürgern Wiens die Obsorge über ihre bedrängten Brüder mit anvertraut".

Die mittlere Thüre führte in das Kanzlei-Zimmer, an dessen Wänden auf schönen hohen Marmorpostamenten die Büsten der hervorragendsten Wohlthäter dieser Anstalt, von der Hand des Bildhauers Klein verfertigt standen. [1])

Auch befand sich hier, seit Errichtung der Wirthschaftscommision ein „Gedenkbuch", in welchem die Namen aller Wohlthäter und Geschenkgeber dieser Anstalt eingetragen waren, und das alte „Insiegel" dessen sich die Beamten als **Grundsiegel und Wappen des alten Bürgerspitales von St. Marx**, wie die Abbildung ***sub Figur 138*** zeigt, bei Ausfertigung von Schriften und Urkunden bedienten. Endlich verdient noch die gothische Kirche, ihres Alters wegen, besonders besprochen zu werden.

Fig. 138. Das Grundsiegel von St. Marx.

Die alte Kirche zu St. Marx.

Ich erinnere mich, im Jahre 1857 an einem warmen Frühlingstage dieses malerisch interessante, gothische Kirchlein mit seinem altersgrauen romantischen Thürmchen besichtigt zu haben. Es war knapp vor dessen Demolirung und auch die Gruft war, wie man mir sagte, dem gleichen Schicksale verfallen.

Das Kirchlein stand auf einem fast viereckigen Rasenplatze, der rückwärts etwas abschüssig war, gerade dem Hofthore gegenüber. Der gothische Baustyl des XVI. Jahrhunderts war an seinen hohen Spitzbogen und an der Eintheilung seiner Bauglieder leicht zu erkennen. Die Mauern zeigten bereits bedenkliche Sprünge und auch das moosbedeckte Dach war an mancher Stelle schadhaft. Der Haupteingang mit zwei Nebenthüren befand sich am Fusse des

vom Thore angebaute kleine Häuschen, welches einst als Verkaufsgewölb diente, ist seitdem verschwunden. Das Bild gewährt uns einen weiten Ausblick auf die Landstrasse Hauptstrasse. Das Haus im Vordergrunde links ist das wohlbekannte ehemalige Waisenhaus, die spätere Artilleriekaserne.

[1]) Diese Büsten enthielten die wohlgetroffenen lebensgrossen Portraits: des Kaiser Franz, des obersten Kanzlers Franz Graf von Saurau, des Bürgermeisters Wohlleben, des Regierungspräsidenten August Freiherrn Reichmann von Hochkirchen und des Regierungsrathes und Protomedicus Eduard Guldner von Lobes.

Thurmes und ein gleicher Eingang an der linken Längenseite, wo durch drei hohe, schmale Spitzbogenfenster das Tageslicht nur spärlich in das Innere der Kirche fiel. Ein schönes Altarbild und eine kleine Kanzel waren die einzigen Zierden dieses einfachen Gotteshauses, das trotz seiner Bescheidenheit dennoch 600 Menschen zu fassen vermochte.

Obgleich bisher ältere und neuere Chronisten Wiens behaupten, die Zeit der Erbauung dieser Kirche sei bisher unbekannt geblieben, so lässt sich dennoch aus den Steinmetztafeln der Bauhütte der Stefanskirche mit Gewissheit behaupten, dass die St. Marxerkirche im Jahre 1562 erbaut worden sei; denn in derselben wird **„Hans Frankh Steinmetz- und Werkmeister der gemeinen Stadt Wien, Baumeister der Kirche von St. Marx im Jahre nach Christi vnsers lieben Herrn vnd Seligmachers Geburt 1562"** genannt.

Der Kirchthurm, der ein noch viel älteres Aussehen hatte als die Kirche, wurde viel später, und zwar im Jahre 1626 erbaut, wie dies ein in die Mauer von aussen eingefügter Marmorstein besagt. Da lautet es wörtlich: **„Anno 1626 und 1627 als Michael Peckh von Amberg aus Eichstetter Bisthum gebürtig, des äussern Raths in Wien allhier Obervater gewest, ist dieser Thurm von Grund aus erbauet worden, so zu gedenken anno 1627."**

Die Gruft, die sich unterhalb der Kirche befand, konnte jedoch nicht in Augenschein genommen werden, weil (wie man versicherte) der Zugang bereits verschüttet sei; auch soll dieselbe nach Aussage von Augenzeugen nicht sehr umfangreich gewesen sein. Hoch interessant dagegen waren die Grabsteine, die theils an der Kirchenmauer, theils an der, den Spitalshof umfriedenden Mauer eingefügt waren.[1])

Eine seltene und zugleich hochinteressante Ansicht von der Kirche und den sie umgebenden Gebäuden lasse ich hier ***sub Figur 139*** folgen.[2])

Jedoch jenes Gebäude, welches als das älteste noch bestehende betrachtet werden kann, ist unstreitig das im Hofe links befindliche, ober dessen Eingang die alte Marmortafel mit der Widmungs-Inschrift des **Sebastian Wilfinger** aus dem Jahre 1586 noch immer zu sehen

---

[1]) Die wichtigsten derselben, die einer Erwähnung verdienen, sind folgende: Ein Marmorstein rückwärts der Kirche mit der Inschrift:

„Anno 1571 den 11. September ist in gott verschieden der ehrsambe und kunstreiche Carol. Munsterer, Steinschneider und Augenarzt auch Burger zu Wien und anno 1501 den 18. August in gott verschieden die ehrbar, keusch und tugendsame Frau Christina, Caroli Munsterers ehelicher Gemachel."

An der linken Seite der Kirche waren drei sehr schöne in Marmor gearbeitete Wappen zu sehen. Das erste hatte die Umschrift: **„Daniel Polmüller von Müllberg des innern Stadtrathes und Superintendens."** Das zweite: **„Daniel Moser römisch kayserl. Mayestat Rath und Bürgermeister der Stadt Wien** und das dritte: **Johannes Haringshauser Magdaburgensis Saxo des inneren Stadt-Rathes in Wien und Superintendens St. Marks."** Endlich eine merkwürdige Inschrift aus neuerer Zeit, die wörtlich lautete: **„Allhier liegt begraben, Herr Johann Gnadenberger weyland kaiserl. Hauptmann unter dem Markgraf Barreuth Regimment zu Fuß, seines Alters 41 aus dem Darmstadtischen von Pfünningstatt gebürtig. Wurde zwischen St. Marks und Simmering 1712 den 16. July unverhoft überfallen und erstochen. Gott verleihe ihm eine fröhliche Auferstehung zum ewigen Leben Amen. Anno 1712."**

[2]) Das nach der Natur sorgfältig gezeichnete Bild zeigt uns die Kirche von ihrer Hauptfront und entspricht der Zeit zwischen 1840—1850. Der rückwärtige mit Planken eingefriedete Raum ist der alte Holzhof, der gegenwärtig zum Reinigen der Bierfässer benützt wird. Das alterthümliche einstöckige Gebäude rechts mit dem weitbogigen Einfahrtsthore ist ein dem Brauhause zugehöriges, noch bestehendes Nebengebäude. Das Gebäude links ist bereits demolirt, nur jenes hinter der Kirche, von dem wir im Bilde einen Theil des Daches emporragen sehen, existirt noch, es ist dasselbe, das einst **Wilfinger** im Jahre 1586 erbauen liess und über dessen Eingang die Widmungstafel noch heute in der Mauer eingefügt sich befindet.

An der Stelle der alten Kirche aber, welche in der Zeit von 1857 auf 1858 von Grund aus niedergerissen wurde, erhebt sich heute ein im Jahre 1861 erbautes, einstöckiges, modernes, mit allem Comfort ausgestattetes Gebäude, das zu Kanzleien für das Bier-, Spiritus- und Presshefe-Geschäft verwendet wird; die Gruft wurde im Jahre 1857 auf 1858 ausgehoben, bedeutend erweitert, vertieft, mit massiven Steinwänden ausgemauert und als Bierkeller des Brauhauses benützt, daher sein jetziger Name »Hausbierkeller« sich erklärt.

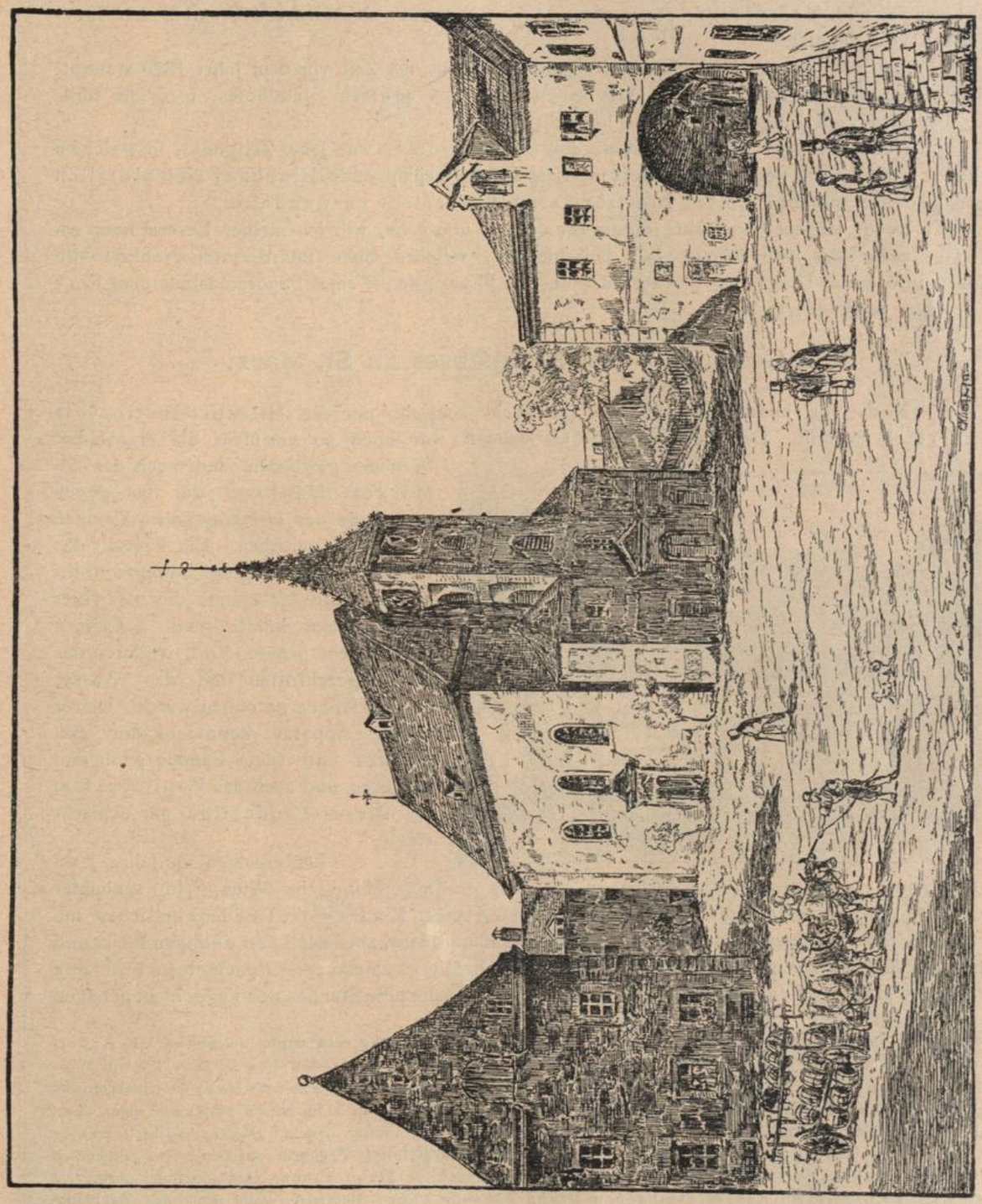

Fig. 139. Die ehemalige Spitalskirche zu St. Marx mit ihren Nebengebäuden.

ist. Das Haus ist einstöckig und wird gegenwärtig im ersten Stockwerke und am Dachboden zu Malztennen und Malzdörren, ebenerdig und im Souterrain zu Schmiede- und Schlosser-Werkstätten benützt.

Ein noch älteres Bild als die vorigen, da es aus der Zeit vor dem Jahre 1820 stammt, ist jenes ***sub Figur 140***, es zeigt uns einen Theil des grossen Spitalhofes, u. z. die linke Seite desselben vom Eingangsthore aus betrachtet.[1])

Noch wichtiger für die Existenz des Bürgerspitals war jener Zeitpunkt, in welchem das kleine ärmliche, ein volles Jahrhundert mühsam sich fortschleppende, Brauhaus sich plötzlich in ein grosses weltberühmtes Bierfabriks-Etablissement verwandelte.

Bevor ich zur Geschichte dieses Brauhauses übergehe, will ich meinen Lesern noch ein höchst seltenes Bild ***sub Figur 141*** beischliessen, welches einen interessanten Anblick von St. Marx und seiner Umgebung gewährt und uns die Physiognomie eines Panoramas aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts bietet.

Die Geschichte des Brauhauses zu St. Marx.

Noch vor hundert Jahren war es recht schlecht um die »Bierproduction« in Oesterreich bestellt. Der vaterländische Gerstensaft war eben so verrufen, als er nachher berühmt geworden und auch das St. Marxer Brauhaus war bis gegen das Ende der Dreissigerjahre ziemlich in Verfall gerathen. Ein Pferd, das immer im Kreise ging, bewegte nothdürftig eine Maschine, die das Bier in Bottichen kühlte, und 4 Ochsen drehten ein grosses Rad, wodurch das Malz geschrottet und das Wasser in die Pfannen getrieben wurde. Dieser elende Apparat konnte kaum den Brauer und seine Familie genügend ernähren und auch das Publicum kam bei dieser Production gar schlecht weg.

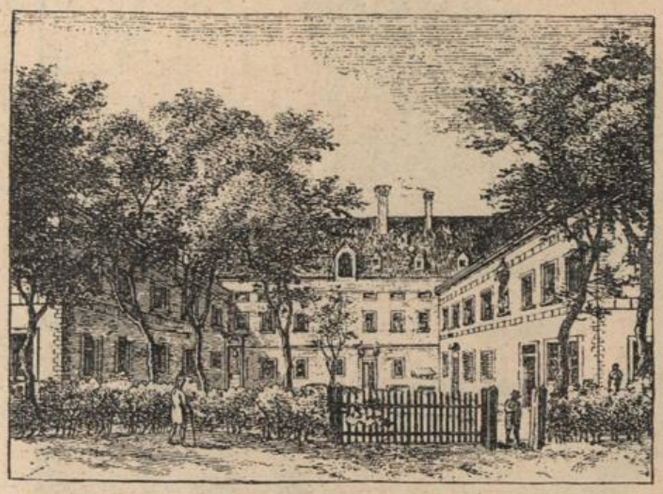

Fig. 140. Der alte Bürgerspitalhof zu St. Marx.

Da erschien im Jahre 1838 ein Mann in Wien, ein schlichter Brauer aus der Provinz, den die Sorge um die Erziehung seiner Kinder in die Residenz getrieben, um sich hier bleibend niederzulassen. Er hatte genügende Kenntnisse, aber auch den nöthigen Fleiss und Willen, um sich der gesunkenen Bierproduction mit Erfolg anzunehmen. Er pachtete im Frühjahre 1840 die St. Marxer Brauerei. Mit rastlosem Eifer, dem selbst die Stunden des Tages nicht genügen

[1]) Das Bild ist einem kleinen Werkchen des Doctor Lorenz Novag entnommen, welches bei J. E. Ackermann unter dem Titel: »Das Bürgerspital und das Versorgungshaus zu St. Marks« im Jahre 1820 in Wien im Drucke erschien Das in der Mitte stehende Haus ist jenes, ober dessen Thoreingange sich noch immer die mittelalterliche Inschriftstafel des **Sebastian Wilfinger** befindet, das Haus rechts im Bilde enthält im oberen Stockwerke unter einem alterthümlichen Baldachin ein uraltes Muttergottesbild, das noch gegenwärtig besteht. Das Gebäude links ist als Zubau zu betrachten. In der Mitte des Hofes sehen wir den **alten Bürgerspitals-Brunnen**, von dem bereits gelegentlich des Badhauses die Rede war. Er zeigt sich hier als gewöhnlicher primitiver Ziehbrunnen, an dessen Stelle heute ein breiter eleganter Bassin mit hohem steinernen Brunnenkranze prangt. Rückwärts stand einst das **Badehaus**, dessen untere Räume zum Bierkeller benützt werden, daher der Name »Badhauskeller«.

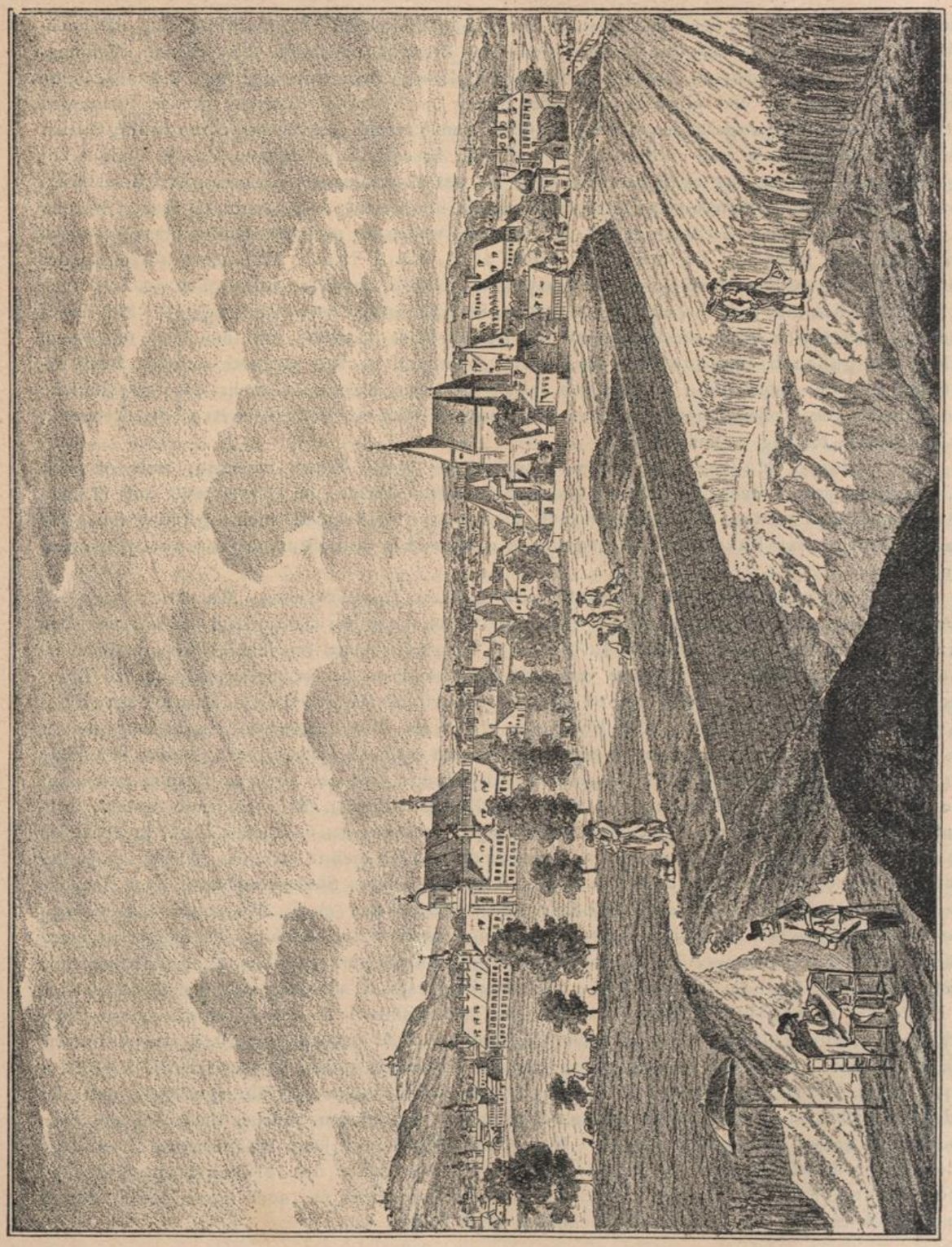

Fig. 141. Panorama von St. Marx aus dem Ende des XVIII. Jahrhunderts.

konnten, arbeitete er an der Verbesserung der Biererzeugung. Er machte zuerst die hochwichtige Entdeckung, dass die bisher bei den Brauern allgemein herrschende Meinung: »Dass jedes Bier durch starke Kälteeinwirkung Schaden leiden müsse«, eine vollkommen irrige sei und obgleich sich die Brauer noch immer hüteten, grosse Eismassen in ihre Braukeller einzulagern, machte er dennoch den Versuch, das bisher obergährige Bier in Eiskellern einzulagern und selbes hefenfrei zum Ausschank zu bringen, das er dann »Abzug« nannte, ein Name, der noch heute besteht. Es war ein kühlender, erfrischender Labetrunk, besonders in heissen Sommertagen. Aber noch immer konnte das sogenannte »Untergährige« nur im Winter gebraut werden, da es im Sommer, wegen zu geringen Kältegrades, zu rasch dem Verderben unterlag. Da erfand im Jahre 1842 Adolf Ignaz Mautner, so hiess der schöpferische, strebsame Mann, mehrere Eisapparate, mittels denen er es möglich machte, auch im heissesten Sommer jede beliebige Quantität untergährigen Bieres zu erzeugen. Mit dieser Erfindung, deren sich heute die Brauereien der ganzen Welt bedienen, war nun auch mit einem Schlage die ganze Bierproduction gehoben. Von Tag zu Tag steigerte sich die Beliebtheit und mit ihr auch die Consumtion. Das Bier war nun nicht mehr das gewöhnliche Genussmittel des Volkes, sondern auch ein Nahrungsmittel, ein »flüssiges Brod der Armen«, wie der grosse Liebig es nannte.

Während Mautner im ersten Jahre (1840) 36.000 Eimer erzeugte, steigerte sich die Quantität schon nach 10 Jahren (1850) auf 70.000 Eimer, im Jahre 1860 auf 172.450 und gegenwärtig werden alljährlich 380.000 Hektoliter und noch mehr gebräut und das Etablissement ist heute das zweitgrösste dieser Art auf dem ganzen europäischen Continente.

Diese rapide Zunahme erforderte auch grössere Räumlichkeiten. Mautner sah sich daher genöthigt, den Pacht mit dem Bürgerspitale schon im Jahre 1856 zu künden. Der Kaufvertrag aber wurde erst mit 1. April 1857 ausgefertigt und im Jahre 1861 grundbücherlich einverleibt. Erst in diesem Jahre verliessen die Pfründner die Räume, welche nun zu Brauzwecken adaptirt wurden. Der alte Spitalsgarten dient nun als Stallung, Zimmermanns- und Tischler-Werkstätte, die Hausböden des alten Pfründnerhauses als Malztennen und Malzdörren und um Raum zu gewinnen, wurden mehrere Häuser, so z. B. das Schmiedhaus Nr. 576 und sämmtliche Bäume niedergerissen. Nur ein einziger Baum mitten im Hofe blieb verschont; es war eine alte Akazie (Robinia hispida), die noch heute dasteht, fortgrünt und blüht, ein Erinnerungszeichen jener längst verklungenen friedlichen Tage, in denen es hier nicht so lärmend zuging, wie heute. Immer dringender mehrte sich die Arbeit, immer geschäftiger wurde das Treiben und Mautner fügte dem alten Stammbrauhause noch manche neue Brauhäuser hinzu. Die stets rauchenden Feuerschlote in St. Marx, Simmering, Floridsdorf und Göding sind heute beredte Zeugen jener vielumfassenden Thätigkeit des unermüdlich strebenden Mannes. — Aber eine noch wichtigere Erfindung verdanken wir seinem schöpferischen Geiste. Ich meine die neue Presshefe. Die Bäcker besassen allerdings seit den ältesten Zeiten die Hefe des obergährigen Bieres als einziges Gährungsmittel, da aber durch die neueste Braumethode das »obergährige« gänzlich ausser Curs kam, und die vom »untergährigen« gewonnene Hefe zu dunkel und bitter war, auch zu geringe Triebkraft besass, so schrieb die Bäckerzunft einen Preis aus auf die Herstellung eines zweckmässigeren Gährungsmittels und der niederösterreichische Gewerbeverein bot gleichzeitig dem Glücklichen, welcher diese Aufgabe lösen würde, seine grosse goldene Medaille. Nun gewann Mautner im Jahre 1847 für seine Presshefe beides. Er gründete hierzu eine grosse Fabrik, welche heute den ersten Rang auf dem europäischen Festlande einnimmt und fabricirte dort die Hefe, die noch immer jedem Bäcker unentbehrlich ist, der ein weisses, schmackhaftes Brod backen will.

So wurde denn Adolf Ignaz Mautner ein Mann, der sich um das Vaterland und seine Mitbürger allseitig verdient gemacht hat und ich kann meinen Gegenstand nicht schliessen, ohne einen Rückblick auf den Charakter dieses Mannes geworfen zu haben.

Adolf Ignaz Mautner Ritter von Markhof.

In der Person Mautner's tritt uns das Bild eines höchst merkwürdigen seltenen Menschen entgegen, eines Mannes, der aus kleinen unscheinbaren Verhältnissen sich erhob, der aus eigener Kraft durch die Energie seines Willens sich emporarbeitete zu einem der ersten Industriellen des Reiches.

Im sturmbewegten Jahre 1848 erlitt er nicht unbedeutenden Verlust, so z. B. fing der alte Holzhof, wo über 2000 Klafter Holz aufgeschlichtet waren, durch feindliche Raketten in Brand gesteckt, Feuer. Im selben Jahre gelang es ihm auch, die Vorstadt Landstrasse vor Mord und Plünderung zu retten; denn als die Arbeiter sich damals bewaffneten, um die Linienthore gegen die anstürmenden Croaten zu vertheidigen, trat Mautner beherzt unter die Kampfbereiten ,stellte ihnen die Nutzlosigkeit ihres Vorhabens und die Thorheit vor Augen, für eine ohnehin verlorene Sache das Leben zu opfern; seine wenigen, aber markigen Worte überzeugten die Arbeiter, sie legten die Waffen nieder und die Croaten durchstürmten das Linienthor. Mautner öffnete ihnen gastfrei sein Haus und schützte so die Hütten der Armen vor Plünderung und Verwüstung. Seine Brauerei galt dann als Zufluchtstätte für alle ängstlichen Gemüther, so stramm war die Disciplin, so unerschütterlich die Ordnung, die er unter den Arbeitern aufrecht zu erhalten wusste. Zu diesen Verdiensten gesellten sich auch zahlreiche Wohlthaten, die er sowohl an Einzelnen, wie an ganzen Körperschaften ausübte. Anerkennung und Lohn für seine Bemühungen und Verdienste blieben nicht aus. Er wurde zum reichen Manne, zum vielfachen Millionär, aber er wurde kein stolzer Geldmensch, der protzig auf sein Geld pocht

Als er in den Ritterstand mit dem Prädicat »von Markhof« erhoben wurde, schrieb er unter sein Wappen die Worte: »Fleiss und Wille« es sind dies jene beiden gewaltigen Motoren, denen er während seiner mehr als 50jährigen Thätigkeit treu blieb. Er war stets eingedenk des weisen Spruches jenes griechischen Philosophen Apolonius, der da sagte: »Wenn man arm ist, muss man ein Mann sein und wenn man reich ist — ein Mensch.«

Nicht Reichthum, den er durch rastlose Arbeit erwarb, nicht das Wappenschild, das ihm geworden, sind die Zierde und die Krone seines Alters, sondern nur einzig und allein das lohnende Bewusstsein treuer Pflichterfüllung. In den Fünfzigerjahren nahm er seinen ältesten Sohn Carl Ferdinand als Associé in das Geschäft, das er ihm in den Siebzigerjahren ganz überliess, um sich für immer in's Privatleben zurückzuziehen. Am 27. Juni 1881 feierte er die goldene Hochzeit mit seiner, einst durch Schönheit vielbewunderten Gattin. Aus dieser beneidenswerthen Ehe entsprangen vier Söhne und sechs Töchter. Nun erfreut sich der bereits 85jährige Greis (er ist 1801 geboren) auch einer grossen Schaar von Enkeln und Urenkeln.

Welch' ein erhebendes fesselndes Bild, wenn sie Alle bei festlichen Anlässen (wie dies schon öfter der Fall war) sich um die ehrwürdige Gestalt ihres »Stammvaters« schaaren. Wer erinnert sich da nicht jener rührenden Worte, die einst ein berühmter Kanzelprediger gesprochen: »Die Güter dieses Lebens gleichen einer Perlenschnur, die viele falsche Perlen hat, aber darunter auch eine unzweifelhaft echte, das Glück in der Familie«!